



VER-
LÄNGERT
BIS
2.9.23

BLINDE FLECKEN ZÜRICH UND DER KOLONIALISMUS

STADTHAUS AUSSTELLUNG
20.1. BIS 15.7.2023

BEGLEIT-
PROGRAMM



Stadt Zürich
Kultur

INHALT

Inhalt

Vorwort des Kuratoriums	5
Ein Wort zum Titel der Ausstellung	7
Einleitung	9
Glossar	10
Ausstellungstexte	
ZÜRICH IST BETEILIGT	13
— Zürich in der Welt	14
— Zürich ist verstrickt	33
KOLONIALISMUS HEISST GEWALT	39
— Verbrechen gegen die Menschlichkeit	40
— Kolonialismus – die grosse Anmassung Europas	44
— Verfremden	48
KOLONIALISMUS WIRKT NACH	52
— Rassismus besteht fort	53
— Die Welt in Zürich	56
— Gegen blinde Flecken	63
«Die am meisten missachtete Frau ...»	68
WIR SIND ALLE BETROFFEN	71
PARTIZIPATION	78
KOMMENTAR	88
— Von Asmaa Dehbi und Dina Wyler aus muslimischer und jüdischer Perspektive	89
— Von Paola De Martin aus migrantischer Perspektive	91
— Von Rohit Jain zu Erinnerungspolitik: Den Schalter umlegen ...	94
Bildnachweise	97
Impressum	98

VORWORT

Vorwort des Kuratoriums

Das zähe Erbe des Rassismus

Vor zehn, zwanzig Jahren benutzten noch viele Personen in meinem Umfeld den Begriff M...kopf, zum Teil sogar das N-Wort. Die trotzigste Haltung von Teenagern schwang mit, denn sie waren sich der Problematik der Begriffe durchaus bewusst. Doch der Tenor war, dass Diskussionen um Symbole nichts an rassistischen Strukturen ändern können. Rassismus war meistens etwas, was weit weg war: in den USA, am rechten Rand der Gesellschaft oder in den Minen des Kongos. Dass sie selber etwas mit Rassismus zu tun haben könnten, stand für sie ausser Frage. Das rassistische Wort in ihrem Mund war gewissermassen der Beweis, dass sie keine Angst davor hatten, damit in Verbindung gebracht zu werden. Ich will mich dabei gar nicht herausnehmen – meine Generation ist mit vielen rassistischen Ideen und Bildern aufgewachsen.

In den letzten zehn Jahren hat sich einiges verändert, vor allem seit die Black-Lives-Matter-Bewegung schweizweit ihre Stimme auf der Strasse hören lassen hat. Seither ist das Thema Rassismus in Medien und Öffentlichkeit viel präsenter. Trotzdem ist noch viel Unwissen da. Da die Schweiz als Staat keine Kolonien hatte, gibt es wenig Bewusstsein für die kolonialen Verstrickungen der schweizerischen Gesellschaft. Rassismus wird als etwas Fremdes betrachtet und die eigene Geschichte wenig kritisch reflektiert. In diese Lücke wollte die Ausstellung «Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus» springen und einen Beitrag zur Verbindung von kolonialer Geschichte der Stadt Zürich und der Geschichte des Rassismus in der Stadt leisten.

Ich habe dabei selber einiges zur Geschichte des M-Begriffs gelernt und verstehe jetzt auch den Kampf gegen die rassistischen Häusernamen besser. Ich hoffe, dass dies auch vielen anderen *weisen* Zürcher*innen so geht. Denn die Veränderung in den Köpfen und die Entfernung von rassistischen Symbolen kann auch zur Anerkennung von Schwarzen Menschen und People of Color in der Gesellschaft und zur Beseitigung von rassistischen Strukturen beitragen.

Andreas Zangger, Historiker

Die Aufarbeitung ist ein Prozess

Kolonialismus und Zürich. Was hat diese Geschichte mit uns Menschen gemacht und was macht sie noch immer? Die Thematik ist unfassbar breit und entsprechend vielfältig waren die Schwierigkeiten bei der Umsetzung der Ausstellung. Als ich vom Kurationsteam ein Jahr vor der Ausstellungseröffnung kontaktiert wurde, war ich gerade in Ghana, betrachtete nach dem Gespräch den Ozean und stellte mir die Frage: Ist dieses Unterfangen nicht zu gross? Kann ich mit meinem Input der Geschichte und den Menschen gerecht werden? Und kann ich das mit meinen Ressourcen auch leisten? Es war mir bewusst, dass wir weder der Geschichte noch den darin verwickelten Menschen gerecht werden können. Wir können nur versuchen, unseren Teil dazu beizutragen, ein viel zu sehr vergessenes Kapitel aufzuarbeiten. Es wird noch viele weitere Jahre des genauen Betrachtens und Forschens brauchen, um sich der kolonialen Komplexität anzunähern, aber diese Ausstellung war ein weiterer Schritt in diese Richtung. Die Tatsache, dass sie zu den am meisten besuchten Ausstellungen in der Geschichte des Stadthaus Zürich gehört, zeigt, wie breit das Interesse ist.

Die Aufarbeitung ist ein Prozess und einiges würden wir wahrscheinlich heute – fast zwei Jahre nach Projektbeginn – anders machen. Unter anderem würde ich meine Bedenken zum Titel «Blinde Flecken» ernster nehmen. Selbst wenn Abklärungen mit dem Schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverband den Titel als nicht diskriminierend einstufen, so weiss ich heute, dass er es für viele Betroffene trotzdem ist. Ich möchte mich dafür entschuldigen.

Dies mag vielleicht die erste Ausstellung in diesem Rahmen sein, aber die Sichtbarmachung der kolonialen Verstrickung in Zürich blickt selbst auf eine lange Geschichte zurück. Viele Personen und Organisationen versuchen seit vielen Jahren, die breite Öffentlichkeit auf die Thematik aufmerksam zu machen. Oftmals werden sie aktiv übersehen und nicht angehört.



v. l. n. r. Andreas Zangger,
Manda Beck, Anja Glover,
Marilyn Umurungi
(Bild: Yasmin Müller)

Aus diesem Grund ist es an dieser Stelle nochmals wichtig, darauf aufmerksam zu machen, dass die Inhalte der Ausstellung zwar informieren sollten, aber vor allem auch inspirieren wollen. Die Besucher*innen wurden dazu eingeladen, die Verbindung in die Gegenwart und zu sich selber zu machen. Denn das Thema Kolonialismus betrifft nicht einfach gewisse Regionen dieser Welt und eine gewisse Zeitepoche, es betrifft uns alle auf unterschiedlichste Weisen direkt. Die Überraschung oder gar Schuldgefühle, die die Lektüre der Texte vielleicht auslöst, soll nicht zu Ohnmachtsgefühlen führen. Vielmehr sollen sie dazu motivieren, Verantwortung zu übernehmen. Ich möchte mich bei allen Beteiligten und Interessierten herzlich bedanken.

**Anja Glover, Soziologin und
Antirassismus-Trainerin**

Die Auseinandersetzung ist schmerzhaft

In den vergangenen sechs Monaten war ich unzählige Male in der Ausstellung «Blinde Flecken: Zürich und der Kolonialismus». Jedes Mal erfüllte es mich mit Freude zu sehen, wie unterschiedliche Menschen lasen, hörten, klebten und schrieben. Rund 10 000 Besucher*innen fanden den Weg ins Stadthaus Zürich. Einige blieben nach einem Amtsgang in der Ausstellung hängen, andere kamen eigens für die Ausstellung angereist und bei einigen Schüler*innen war wohl die Lehrperson die treibende Kraft.

Die Kolonialzeit formte die Traditionen und Weltbilder der Schweizer Gesellschaft mit und schrieb sich tief ins gesellschaftliche Selbstverständnis ein. Viele Menschen reagieren abwehrend, wenn diese Traditionen problematisiert werden. Nicht selten hörte ich Bemerkungen wie «muss ich mich jetzt schlecht fühlen, weil ich mich vor zehn oder fünfzig Jahren an der Fasnacht als «Indianerin» verkleidet habe?». Ereignisse, die mit schönen Erinnerungen und der Kindheit verbunden sind, werden nun plötzlich in Frage gestellt. Am Ende einer Führung durch die Ausstellung schauten mich öfters einige Personen etwas ratlos an und fragten: «Was soll ich nun mit all diesen Informationen tun?». Dies zeugt von der Bereitschaft, sich selber

zu hinterfragen, auch wenn dabei eine gewisse Überforderung mitschwingt. Unser Ziel war es, in der Ausstellung weder Antworten auf die Fragen noch eine Anleitung für zukünftiges Denken und Handeln zu liefern. Vielmehr sollte es ein Anstoss zur Selbstreflexion sein.

Die Begleitveranstaltungen kuratierte ich zusammen mit Marilyn Umurungi. Das breite Programm zeigt, dass das Thema in der Stadt angekommen ist. Viele Institutionen reagierten auf unseren Aufruf – sei es, dass sie durch die Ausstellung einen Anstoss erhielten, dem Thema Raum zu geben oder sei es, dass sie schon selber Schritte in diese Richtung unternommen hatten. Die Sukkulenten-Sammlung der Stadt Zürich zum Beispiel erarbeitete im Rahmen des Begleitprogramms eine Führung zum Thema Sukkulenten und Kolonialismus. Was mit der Konzipierung einer Führung begann, endete in der Hinterfragung des Konzepts der eigenen Institution. Generell stiess das Thema bei den Institutionen und beim Publikum erfreulicherweise auf grosses Interesse, und wir hoffen, dass nachhaltig ein grösseres Bewusstsein für die koloniale Vergangenheit der Stadt Zürich entsteht.

Manda Beck, Historikerin

Ein Wort zum Titel der Ausstellung

Blinde Menschen haben keinen blinden Fleck. Sehende haben blinde Flecken. Diese Flecken liegen auf beiden Augen, dort, wo der Sehnerv das Auge verlässt und wo keine Rezeptoren liegen. Im übertragenen Sinne bedeutet der blinde Fleck, dass man etwas nicht sehen kann (oder nicht sehen will), obwohl man eigentlich die Möglichkeit dazu hätte. Der blinde Fleck ist ausschliesslich ein Problem von Sehenden – und nicht von blinden Menschen. Denn Sehende sind sich ihrer blinden Flecken meist nicht bewusst. So führt die Frage nach dem blinden Fleck zur Suche nach den Ursachen des Nicht-Sehens-Könnens oder Nicht-Sehen-Wollens. Der Begriff drückt etwas aus, was im Zusammenhang mit der Geschichte des Rassismus in der Schweiz sehr treffend ist.

Doch gleichzeitig haben wir von verschiedenen Seiten gehört, dass der Begriff blinde Menschen diskriminiere. Auch im Team haben wir diese Frage zuvor besprochen und uns beim Schweizerischen Blinden- und Sehbehindertenverband informiert, ob etwas gegen die Verwendung des Begriffes spreche. Da die Antwort negativ ausfiel, haben wir am Titel festgehalten. Doch Empfindungen können sich verschieben und mit ihnen Bedeutungen. Es mag sein, dass ich mich dereinst auch an diesem Titel stören könnte. Sprache spiegelt Veränderungen in der Gesellschaft. Wichtig ist es, mit den Betroffenen im Gespräch zu sein.

Andreas Zangger

Einleitung

Was hat Zürich mit Kolonialismus zu tun? Wie waren die Zürcher*innen daran beteiligt? Welche Auswirkungen hatte dies auf die Menschen in den Kolonien und was bewirkte es hier in der Stadt? Und zuletzt: Was hat das heute mit uns zu tun?

Diesen Fragen geht die Ausstellung «Blinde Flecken» nach. Wir sprechen von blinden Flecken, da in der Wissenschaft viele Fakten dazu schon lange bekannt sind. Doch dieses Wissen ist in der breiten Öffentlichkeit noch nicht angekommen.

Die Ausstellung will ein Bewusstsein für die kolonialen Verflechtungen Zürichs schaffen. Gleichzeitig will sie die nachhaltige Wirkung und die Aktualität des Themas betonen. Es betrifft alle Zürcher*innen, wenn auch auf unterschiedliche Weise.

Die Ausstellung wählt aus und lässt anderes weg. Als Kurator*innen haben wir dabei neue Zusammenhänge entdeckt. Vieles liegt aber noch im Verborgenen.

Fragen

Wie in der Ausstellung haben wir auch der Publikation verschiedene Fragen angefügt, die an Sie persönlich gerichtet sind. Nehmen Sie sich Zeit, um sich darüber Gedanken zu machen. Die Fragen laden zur Reflexion ein und verbinden historische Kapitel mit Ihrer persönlichen Gegenwart. Das Thema Kolonialismus betrifft uns alle, und das Lernen rund um die Thematik beginnt bei uns selbst.

Triggerwarnung

An dieser Stelle möchten wir Sie vor möglichen Triggern (Auslösern von schmerzhaften Erinnerungen, Erfahrungen, Flashbacks et cetera) warnen. Lesen Sie die Ausstellungspublikation achtsam. Sie enthält Bilder von Gewalt. Gewisse Bilder sind verpixelt dargestellt, wie auch in der Ausstellung, wo wir dafür sorgten, dass diese Bilder nur mit Verwendung einer Folie erkennbar waren. Uns ist ein sorgfältiger Umgang mit Bildern sehr wichtig, denn sie prägen sich auf andere Weise und tiefer ein als Texte.

GLOSSAR

Im Glossar erklären wir ausgewählte Begriffe, die für die Ausstellung wichtig sind. Wir stützen uns dabei auf anti-rassistische Literatur, die am Ende der Übersicht aufgeführt ist. Rassistische Begriffe lassen wir bewusst weg oder schreiben sie nicht aus. Dieses Glossar ist nicht vollständig.

Der blinde Fleck: Der blinde Fleck ist die Stelle im Auge, wo der Sehnerv auf die Netzhaut trifft. Dort gibt es keine Lichtrezeptoren, weshalb das Auge an dieser Stelle blind ist. Jedes Auge hat einen blinden Fleck. In der Ausstellung wird dieser blinde Fleck symbolisch verwendet: Selbst wenn wir glauben, koloniale Spuren und Rassismus zu sehen, haben wir dennoch alle blinde Flecken.

Kolonial: Der Begriff kolonial umfasst vier Aspekte: Er meint zunächst einmal die militärische Eroberung und Besetzung eines Gebietes. Dazu gehören aber zweitens die Besiedlung dieser Gebiete und die gewaltsame Verdrängung der lokalen Bevölkerung und drittens die wirtschaftliche Ausbeutung von Menschen, Rohstoffen und Kulturgütern. Viertens geht es auch um rassistische Ideen wie etwa das Ziel Europas, die Welt zu «zivilisieren». Zürcher*innen waren an allen Aspekten beteiligt.

Maafa (Swahili für grosse Katastrophe): Dieser Begriff beschreibt die Geschichte der Gräueltaten, die Afrikaner*innen von Nicht-Afrikaner*innen zugefügt wurden, insbesondere durch Sklavenhandel, Kolonialismus und Unterdrückung, die bis heute anhält.

«Rasse»: Der deutsche Begriff Rasse geht auf die wissenschaftlich widerlegte Idee zurück, dass es biologisch begründete Unterschiede zwischen Menschengruppen gebe und dass diese Unterschiede auch eindeutig feststellbar seien. Sie diene zur Rechtfertigung von Kolonialismus, Versklavung und Entmenschlichung. Im englischen Sprachgebrauch meint das Wort «race» ein soziales Konstrukt und kann deshalb nicht mit dem deutschen Wort gleichgesetzt werden.

Rassismus: Die Definition von Rassismus ist im stetigen Wandel. Gemäss der Fachstelle für Rassismusbekämpfung des Bundes bezeichnet Rassismus im engeren Sinn eine Ideologie, die Menschen aufgrund ihrer Physiognomie und/oder ihrer tatsächlichen oder zugeschriebenen ethnischen, nationalen oder religiösen Zugehörigkeit einteilt und eine Hierarchie macht. Menschen werden nicht als Individuen wahrgenommen und behandelt, sondern als Mitglieder pseudonatürlicher Gruppen.

Bei Rassismus geht die individuelle Diskriminierung mit einer institutionellen, strukturellen und historischen einher. Rassismus prägt Beziehungen von Menschen untereinander und mit Institutionen, und er bringt nachweisbare Ungleichheiten hervor. Davon profitieren letztlich *Weisse* (siehe «*Weiss*»), wenn auch in unterschiedlichem Ausmass (siehe «*Weisse Privilegien*»). Rassismus vermischt sich oft mit anderen Formen sozialer Diskriminierungen wie etwa aufgrund der sozialen Herkunft oder des Geschlechts.

Schwarze Menschen und People of Color: sind Selbstbezeichnungen von Menschen und Gruppen mit Rassismuserfahrungen. Sie sind aus Kämpfen für Selbstbestimmung aus der Bürgerrechtsbewegung hervorgegangen. Im Deutschen existiert bislang keine Übersetzung für den Begriff People of Color. Schwarz wird in der Ausstellung grossgeschrieben, um hervorzuheben, dass nicht die Farbe der Haut gemeint ist, sondern eine politische und soziale Zuschreibung.

Weiss: sein bedeutet das Privileg, sich nicht mit Rassismus auseinandersetzen zu müssen, dessen Thematisierung oft auf Ablehnung stösst. *Weisse* Menschen haben – da sie *weiss* sind – leichtere Zugänge zum Arbeitsmarkt, Wohnungsmarkt, zu Gesundheitsversorgung und politischer Teilnahme als People of Color und Schwarze Menschen. *Weiss* sein wird als Norm etabliert und als solche nie benannt. Dabei geht es nicht nur um Hautfarben, sondern es sind politische Begriffe, die den Zugang zu Macht beschreiben. *Weiss* sein bedeutet nicht, dass man es im Leben immer leicht hat, man kann auf ganz unterschiedliche Arten trotzdem von Diskriminierung betroffen sein.

Weisse Privilegien: beziehen sich auf die unhinterfragten Vorteile, Ansprüche und Möglichkeiten, die Menschen alleine deshalb erhalten, weil sie *weiss* sind. *Weisse* Menschen nehmen diese Privilegien im Allgemeinen in Anspruch, ohne sich dessen bewusst zu sein. *Weisse* Menschen können durchaus Erfahrungen mit anderen Formen der Diskriminierung gemacht haben, etwa aufgrund ihres Bildungshintergrundes oder Geschlechts.

M*: Der Begriff geht auf das lateinische Wort «maurus» zurück, was «schwarz» und «dunkel» bedeutet, sowie auf das griechische «moros», was «einfältig» und «dumm» heisst. Diese Bezeichnung für Schwarze Menschen wird spätestens seit der Zeit des transatlantischen Sklavenhandels im Kontext der «Rassen»-Theorien abwertend verwendet und ist diskriminierend und herabwürdigend.

N*: Die Portugies*innen brauchten das Wort «negro» (schwarz) für gefangene Afrikaner*innen, die sie nach Brasilien verschleppten. Die Bedeutung des Wortes für Schwarze Menschen entstand somit im Sklavenhandel. Über Spanien und Frankreich gelangte es in die deutsche Sprache und wurde dort mit der Zeit zu einem allgemeinen Begriff für Menschen mit dunkler Haut. Schwarze Menschen lehnen diesen Begriff allerdings ab. Das Wort ist rassistisch, sowohl wegen seiner Herkunft als auch als Fremdbezeichnung.

Exotisierung: Dinge sind nicht an sich exotisch, sondern sie werden exotisch gemacht. In der Kolonialzeit beschrieben Europäer*innen Länder, Menschen, Natur und Dinge als exotisch. Dahinter standen auch Gedanken der Vermarktung und der Abgrenzung. Das «Exotische» wird als etwas besonders «Fremdes» und nicht mit der «eigenen» Kultur zu Vereinbarendes dargestellt.

Dieses Glossar stützt sich auf:

Netzwerk Bla*Sh: Sprachmächtig: Glossar gegen Rassismus, erstellt von Jovita dos Santos Pinto und Rahel El-Maawi, Zürich 2019.

Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard: Wie Rassismus aus Wörtern spricht. (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache, Münster 2019.

Tupoka Ogette: exit RACISM, Münster 2020.

Jürgen Osterhammel: Kolonialismus: Geschichte – Formen – Folgen, 9. Aufl., München 2021.

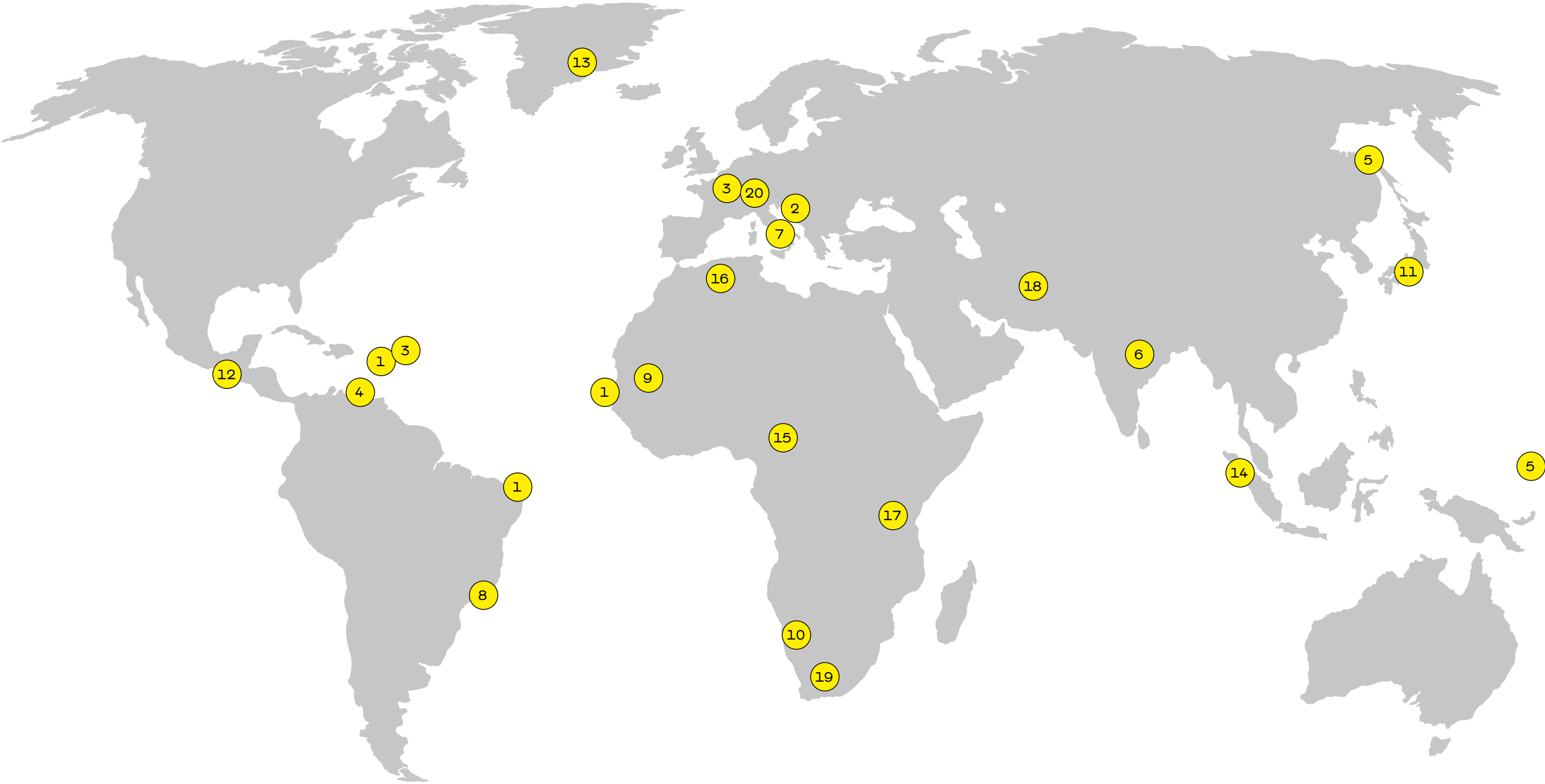
Die Definition des Begriffs weiss wurde übernommen aus: Rahel El-Maawi, Mani Owzar, Tilo Bur: No to Racism, Bern 2022.

ZÜRICH IST BETEILIGT

Die Schweiz als Staat hatte keine Kolonien. Trotzdem war die Gesellschaft am Kolonialismus beteiligt. So finden wir Zürcher Kaufleute und Gelehrte, Kolonialsoldaten und Missionar*innen an verschiedensten Ecken der Welt – und das bereits lange vor der Globalisierung der letzten Jahrzehnte. In den Kolonialreichen der europäischen Staaten konnten sie sich frei bewegen; ihre Sicherheit war gewährleistet. Ohne diesen einfachen Zugang hätten die Zürcher Wirtschaft und die Hochschulen nicht in gleichem Ausmass florieren können. Die folgende Karte zeigt an einigen Beispielen, wie sich Zürcher*innen am Kolonialismus beteiligten.

Was habe ich mit Kolonialismus zu tun?

Zürich in der Welt



1 FRÜHE TEILNAHME VON ZÜRCHERN 1595–1597

1595 reisten die beiden Zürcher Hans Felix Escher und ein unbekannter Tagebuchschreiber in die französische Hafenstadt Dieppe. Dort heuerten sie als Soldaten auf einem Schiff an, das an die Westküste Afrikas, nach Brasilien und in die Karibik fuhr. Überall suchten sie nach Gelegenheiten, um zu schnellem Reichtum zu kommen. In Dakar kauften sie 34 Senegales*innen und verschleppten diese über den Atlantik. In Brasilien und der Karibik verkauften sie diese Menschen und luden Felle. Die Suche nach spanischen Schiffen, die sie kapern wollten, misslang. Knapp zwei Jahre war ihr Schiff unterwegs, bevor es wieder in Dieppe einlief.

Die Jahreszahlen auf den Seiten 16–31 sind keine Lebensdaten, sondern markieren den Zeitraum, in dem sich die Geschichte abspielte.



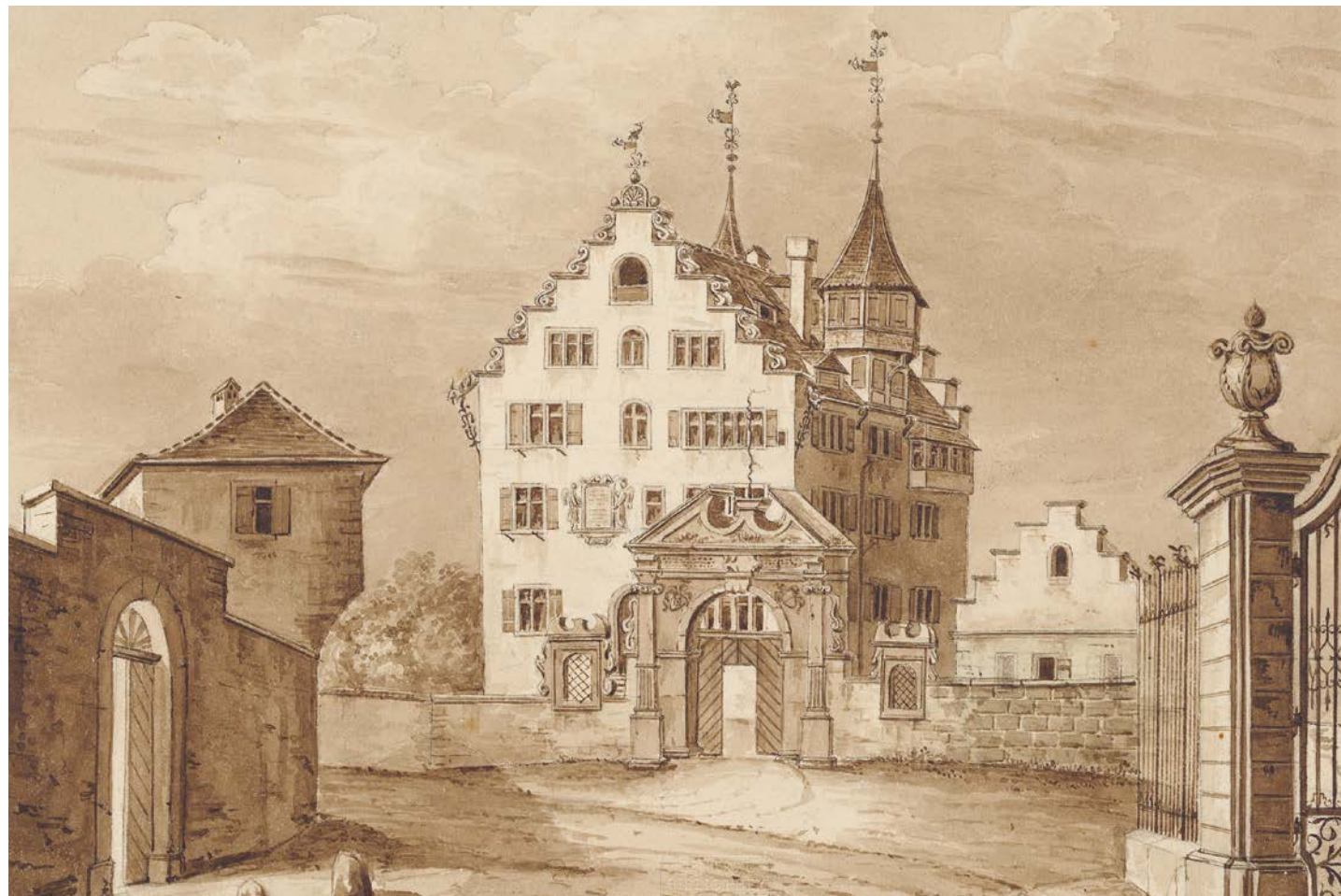
Eine frühe Karte der brasilianischen Küste bei Recife
(Bild: gallica.bnf.fr / BnF)

2 GEKAUFTES WAISENKIND 1642–1683

Julia Kasic war ein muslimisches Mädchen aus vornehmerm Haus, das im Krieg zwischen Türken und Venezianern Waise geworden war. Der Söldneroberst Johann Rudolf Werdmüller kaufte das Mädchen in Kroatien. Er stellte dies als barmherzige Tat dar, doch spielte bestimmt auch der erhoffte Prestigegewinn eine Rolle. Wie Julia Kasic darüber dachte, wissen wir nicht, da leider keine Aufzeichnungen von ihr erhalten sind. Sie kam mit zwei weiteren bosnischen Kriegswaisen nach Zürich. Die Stadtbehörden waren unschlüssig, wie sie mit diesen muslimischen Leibeigenen umgehen sollten und verlangten, dass sie getauft werden. Julia Kasic arbeitete daraufhin als Aufseherin im Seidenhof bis zu ihrem Tod 1683.



Porträt von Julia Kasic
(Bild: aus Leo Weisz: Die Werdmüller)



Julia Kasic lebte lange im Seidenhof in Zürich.
(Bild: Zentralbibliothek Zürich)



Der Oberst Johann Rudolf Werdmüller
(Bild: Kantonsbibliothek St. Gallen)



Die Bewohner*innen von Nuku
Hiva versorgen die russische
Expedition mit Wasser.
(Bild: Nationalarchiv Estland)

3 GELD FÜR DEN SKLAVENHANDEL 1784–1841

Einige Zürcher finanzierten Sklavenschiffe. Prominentes Beispiel ist der nach Paris ausgewanderte Baron Jean Conrad Hottinguer. Er investierte sowohl in den Handel mit versklavten Menschen als auch in Produkte aus Sklavenarbeit wie Baumwolle und Zucker. Zudem wirkte er als Schaltstelle zwischen der Schweiz und den Kolonien, öffnete Kaufleuten aus der Schweiz den Weg in die Kolonien und verschaffte den Kolonialmächten Zugang zu Kapital aus der Schweiz.



Der Bankier Hans Konrad
Hottinger (Bild: Wikimedia)

4 PLANTAGE MIT KREDIT DER STADT 1788–1828

Johann Konrad Winz war zwar kein Zürcher – Zürich spielt in seiner Geschichte aber eine zentrale Rolle. Er rebellierte 1786 gegen die Herrschaft der Stadt und wurde deshalb in die Karibik verbannt. Auf der Plantage eines St. Gallers am Rio Berbice im heutigen Guyana fand er eine Stelle als Aufseher. Einige Jahre später gewährte ihm die Stadt Zürich einen Kredit, um 80 versklavte Menschen zu kaufen, die für ihn Zucker anbauen mussten. Winz schrieb, er sei auf seiner Plantage Arzt, Feldmesser, Pflanze, Richter und Vollstrecker in einem. Seine versklavten Arbeiter*innen waren ihm völlig ausgeliefert.



Die Plantagen
am Rio Berbice
(Bild: World Digital
Library)

5 VERMESSER FÜR DAS RUSSISCHE IMPERIUM 1803–1806

Um seinen Einfluss im nördlichen Pazifik zu verstärken, organisierte Russland eine Expedition nach Japan, Sachalin und Alaska. Die Expedition hatte drei Ziele: die Verbesserung der geografischen Kenntnisse der Region, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Japan und den Ausbau des Handels mit Tierfellen aus Alaska. Der Zürcher Astronom Johann Kaspar Horner leistete der Expedition wichtige Dienste als Landvermesser und Nautiker bei der Bestimmung der Schiffposition.

UNGLEICHE CHANCEN 1802–1846

Nach dem Bankrott seiner Firma in Zürich fasste Leonhard Ziegler den Entschluss, nach Indien auszuwandern. Er fand eine Anstellung, zunächst als Soldat, danach als Aufseher einer Indigopflanzung. Damals bestand in der europäischen Textilindustrie eine grosse Nachfrage nach dem blaufärbenden Indigo. Davon profitierten allerdings nur die Pflanzungsbesitzer, während die indischen Bäuer*innen so stark ausgebeutet wurden, dass schon damals Kritik laut wurde. Ziegler schrieb, dass es zu seinen unangenehmen Aufgaben gehöre, Nachlässigkeiten mit der Reitpeitsche zu strafen. Nach einigen Jahren konnte er eine eigene Plantage kaufen und gelangte damit zu grossem Reichtum. Man nannte ihn den Soldatenmillionär von Kalkutta. Sein Indigo fand auch in Zürcher Fabriken Verwendung, um sogenannte «Indiennes», farbige Stoffe für den Export, herzustellen.



Leonhard Ziegler mit seiner Ehefrau
(Bild: Zürcher Taschenbuch)



Indigo-Fabrik in Bengal. Lithografie von William Simpson
(Bild: Sammlung Dr. Bhau Daji Lad Museum, Mumbai)



Indienne-Manufaktur von Melchior Esslinger an der Limmat
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)



Stoffdruck aus der Schweiz, ca. 1780
(Bild: Schweizerisches Nationalmuseum)

PLÜSCH-KOLONIALISMUS 1829–1841

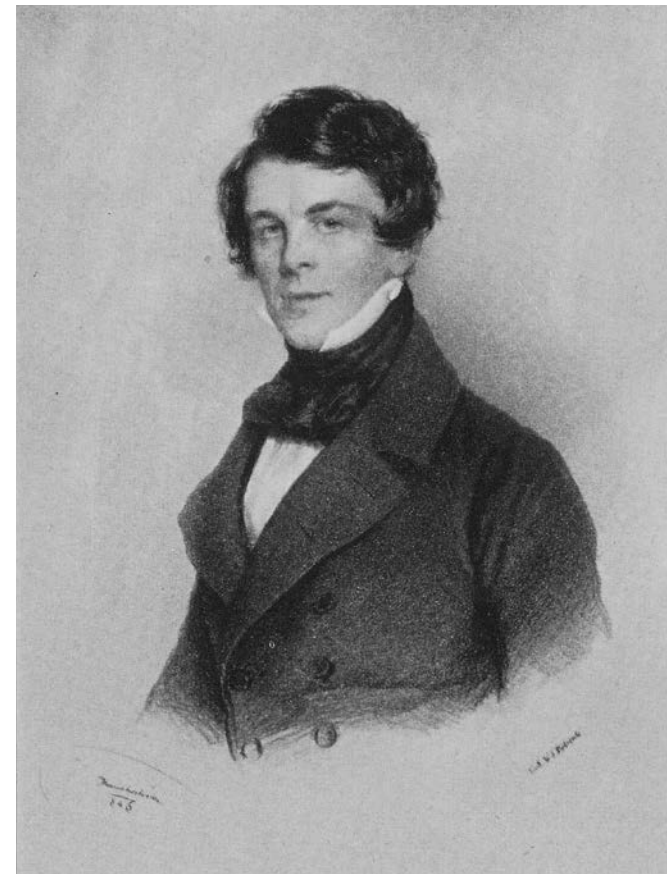
Albert Escher war wie sein Vater Besitzer einer Spinnerei. Dieser gründete die Firma Escher-Wyss in Zürich, Albert eine Fabrik in Salerno bei Neapel. Die Textilindustrie im Königreich Neapel war fest in Schweizer Händen. Zürcher und St. Galler stellten die Besitzer, das Management und das technische Personal, Italiener*innen die Arbeiterschaft. Die Maschinen kamen von Escher-Wyss in Zürich. Überhaupt bildete die reformierte Elite aus der Schweiz eine geschlossene Oberschicht im Königreich. Sie hatten ihre eigene Kirche, ihre eigene Schule und pflegten wenig Kontakt mit den Einheimischen. Ein italienischer Historiker spricht deshalb von Plüsch-Kolonialismus – in Anspielung an die Baumwolle, der diese Schweizer ihren Wohlstand verdankten.



Die Spinnerei der Firma Escher & Züblin bei Salerno
(Bild: Poliorama Pittresco)



Die ehemalige Spinnerei der Escher-Wyss an der Walche
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)



Porträt Albert Escher (Bild: Staatsarchiv St. Gallen)



Schweizer Kindergarten in Salerno, ca. 1880
(Bild: Staatsarchiv St. Gallen)

8

GEDICHT AN DEN HAUSSKLAVEN 1836–1852

Als Kaufmannsfrau in Rio de Janeiro führte Cécile Däniker-Haller ein Leben in Wohlstand, aber auch in Langeweile. Zu ihrem Zeitvertreib organisierte sie Hauskonzerte, machte Ausflüge und las Bücher. Im Haushalt konnte sie wenig tun; den mussten ihre sogenannten Haussklav*innen für sie erledigen. Versklavtes Personal zu besitzen, war für Cécile Däniker-Haller selbstverständlich. Für ihren Diener Antonio schrieb sie ein Gedicht, in dem sie sein Schicksal bemitleidete.



Illustration einer Hausherrin mit versklavtem Personal von Jean-Baptiste Debret, 1823 (Bild: Wikimedia)

9

AFRIKA «ENTWICKELN» 1880–1896

Fritz Rieter war ein einflussreicher Zürcher Kaufmann und Wirtschaftspolitiker. Er interessierte sich sehr für das wirtschaftliche Potenzial Afrikas und gab sein Wissen an die Kaufleute in Zürich weiter. Rieter schrieb schon damals über die verheerenden Auswirkungen des Sklavenhandels auf die Bevölkerung der Westküste Afrikas. Er schloss daraus, dass es Europas Aufgabe sei, Afrika zu entwickeln und befürwortete insbesondere die deutschen kolonialen Projekte in Kamerun und Togo. Ein Projekt zur Gründung einer schweizerischen Handelsniederlassung in Westafrika, das er verfolgte, konnte allerdings nicht realisiert werden. Er starb auf einer Reise nach Kairo.



Fritz Rieter unterstützte das Völkerkundemuseum Zürich wiederholt und schenkte ihm eine Sammlung von Objekten aus Westafrika. (Bild: Völkerkundemuseum der Universität Zürich)

10

EIN BOTANIKER ALS KOLONIALHELFER 1884–1893

Als junger Wissenschaftler erhielt Hans Schinz die Gelegenheit, für einen deutschen Kaufmann die Gebiete im heutigen Namibia zu untersuchen, die das Deutsche Reich für sich beanspruchte. Er bereiste das Land mehrmals, sammelte Objekte und erstellte Gutachten über die mögliche Nutzung des Bodens. In seinen Berichten machte er sich stark für die deutsche Kolonialherrschaft in Südwestafrika. Für die dortige Bevölkerung hatte dies allerdings schlimme Folgen. Nachdem die Nama und Herero Widerstand gegen ihre Verdrängung leisteten, beschloss die deutsche Heeresleitung, sie zu vernichten oder in die Wüste zu vertreiben. Zehntausende wurden umgebracht oder verdursteten und verhungerten in der Wüste. Schinz hingegen profitierte von seiner Reise. Zurück in Zürich wurde er Professor an der Universität und Direktor des Botanischen Gartens. Seine Forschungspublikationen über Südwestafrika waren dabei hilfreich.



Der Alte Botanische Garten in Zürich
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)



Der Botaniker Hans Schinz in Reisemontur
(Bild: ETH Bildarchiv)



Gefangene Herero-Frauen und -Kinder in Swakopmund
(im heutigen Namibia) (Bild: Deutsches Bundesarchiv/Kurt Streitwolf)

11

SEIDE FÜR ZÜRICH 1862–1905

Japan war zwar nie eine Kolonie, doch zwangen die USA und Grossbritannien das Land dazu, sich für den Handel mit dem Westen zu öffnen. Davon profitierten insbesondere Kaufleute aus der Schweiz, denn Zürich und Basel brauchten für ihre wachsende Industrie Rohseide. Bald schon dominierten sie den Seidenmarkt in Yokohama. Hans Spörry war einer dieser Händler. Das Foto zeigt ihn in seiner Freizeit im Kimono.



Der Seidenhändler Hans Spörry in seiner Freizeit im Kimono
(Bild: ETH Bildarchiv)

12

KAFFEE AUF DEM BODEN VON INDIGENEN 1860–1900

Guatemala war zwar eine unabhängige Republik – dennoch blieben die wirtschaftlichen Zustände kolonial geprägt. Die liberale Regierung vergab grosszügig Land der indigenen Mayas an ausländische Investoren, und die lokale Bevölkerung wurde zur Arbeit auf den Plantagen gezwungen. Otto Bleuler und Rudolf Hagmann gehörten zu den Grossgrundbesitzern, die auf bestem Land Kaffee anbauten.

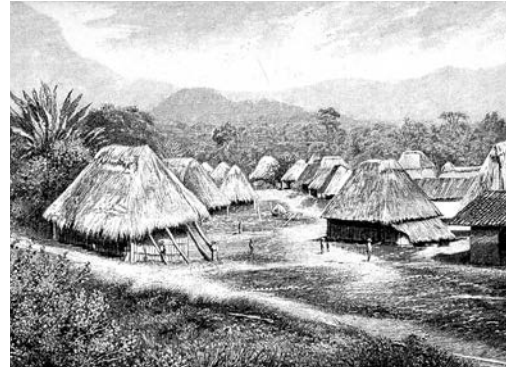


Bild: Hütten der Arbeiter*innen auf einer Kaffeeplantage in Guatemala
(Bild: archive.org)

13

SCHWEIZER POLARFIEBER 1909–1912

Der Berner Geograf und Professor an der ETH, Alfred de Quervain, unternahm zwei Expeditionen nach Grönland, eine 1909 und eine 1912. Damals stand die Polarforschung hoch im Kurs, denn für Europa waren die Polargebiete die letzten unerforschten Regionen auf der Erde. Dementsprechend wurden de Quervains Reisen in der Schweizer Presse verfolgt und bejubelt. Die patriotische Stimmung rund um seine Expeditionen bediente de Quervain, indem er eine grönländische Berggruppe «Schweizerland» taufte.

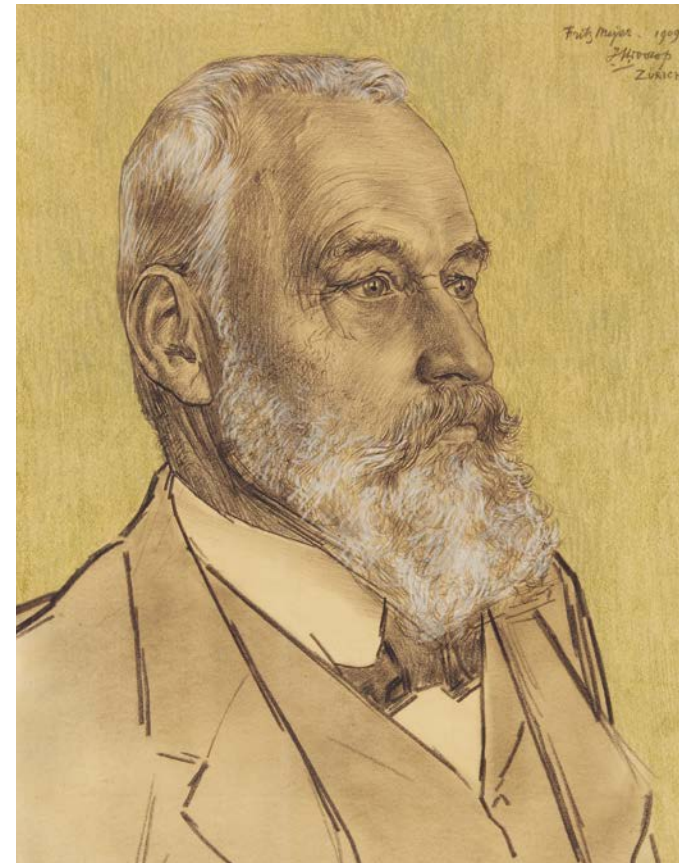


Bild: Alfred de Quervain in Grönland
(Bild: ETH Bildarchiv)

14

KOLONIALISMUS UND KUNST 1876–1917

Als Textilkaufmann in einem Handelshaus in Penang (heute Malaysia) sah Fritz Meyer 1876 die günstigen Aussichten der Tabakwirtschaft auf Sumatra. Er erwarb dort mehrere Landstücke, allerdings gegen den Widerstand der lokalen Bevölkerung. Das Land war sehr billig. Die Arbeiter*innen aus China und Java verdienten wenig und arbeiteten unter harten Bedingungen. In den folgenden 30 Jahren konnte Meyer-Fierz ein beachtliches Vermögen erwirtschaften. Damit legte er eine der ersten namhaften modernen Kunstsammlungen in der Stadt Zürich an. Als erster Schweizer erwarb er einen Van Gogh, vor allem aber unterstützte er den Maler Ferdinand Hodler. Ein Teil seiner Sammlung ist heute im Kunsthaus Zürich zu sehen.



Fritz Meyer-Fierz (1848–1917), Porträt von Jan Toorop
(Bild: rdk.nl)



Für die Anlage von Plantagen wurden auf Sumatra grosse Urwaldflächen gerodet
(Bild: Museum voor Wereldculturen)

DIE FOTOGRAFIERENDE MISSIONARIN 1911–1930

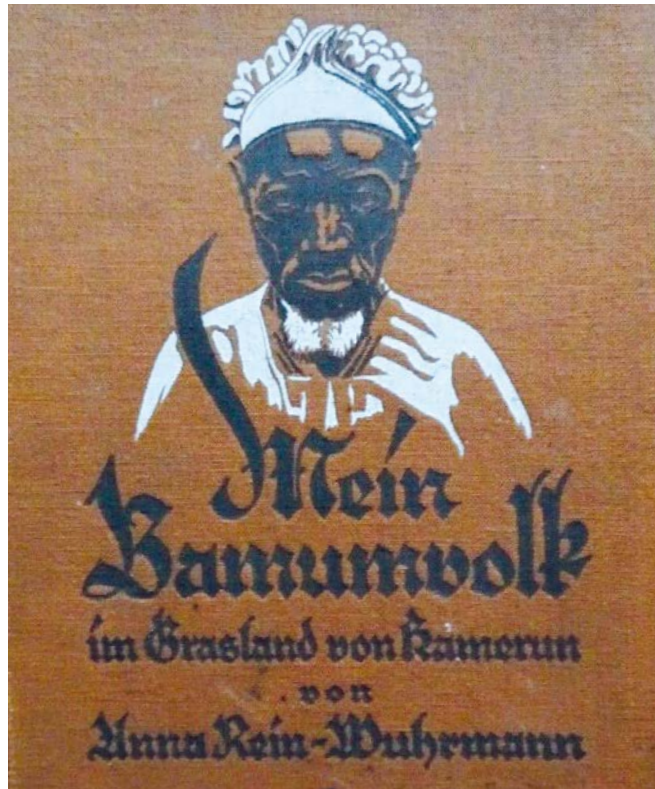
Mit 30 Jahren zog Anna Wuhrmann nach Kamerun, um die Missionsschule für Mädchen in Fumban zu leiten. Die Missionarin setzte sich intensiv mit Kultur und Sprache der Bamum auseinander und dokumentierte die dortigen Menschen mit ihrer Kamera. In der Missionsarbeit war Wuhrmann nicht fanatisch und liess den missionierten Menschen Raum für die Pflege ihrer Traditionen. Dadurch erwarb sie Vertrauen und Respekt, auch des Königs. Trotzdem zementieren ihre Bücher gängige Vorurteile über Afrikaner*innen. Sie sah es als ihre Aufgabe, die Bamum vor dem schädlichen Einfluss der «Zivilisation» zu schützen und ihre «Natürlichkeit» zu bewahren. Ihre Missionsbücher fanden in Europa grossen Absatz.



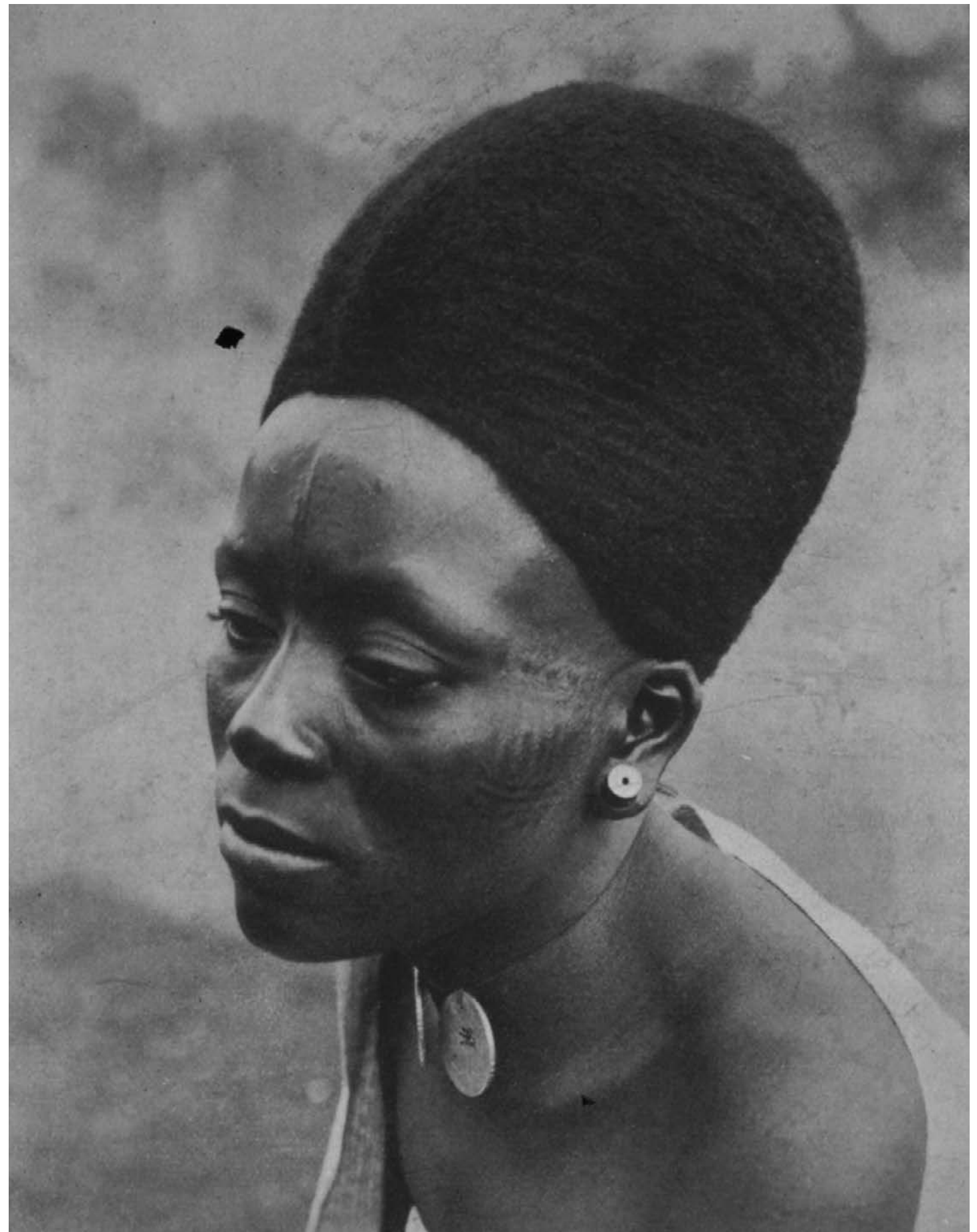
Porträt von Anna Wuhrmann, die sich meist weiss kleidete.
(Bild: Archiv der Basler Mission)



Anna Wuhrmann mit einer Schülerin in Kamerun
(Bild: Archiv der Basler Mission)



Eines der Bücher von Anna Wuhrmann mit einem etwas überheblichen Titel.
(Bild: Kuratorium der Ausstellung)



Das Porträt, das Anna Wuhrmann von Lydia Mangwelune machte, erhielt durch die Missionspresse grosse Bekanntheit.
(Bild: Archiv der Basler Mission)

16

DIE DRECKSARBEIT FÜR DIE KOLONIALMÄCHTE 1927–1942

Viele junge Männer aus Zürich traten in koloniale Armeen ein, oft aus finanzieller Not, doch auch aus Abenteuerlust. Jakob Aeberli ist ein Beispiel: Gleich zweimal trat er in die französische Fremdenlegion ein, erstmals als 17-Jähriger. Damals leistete er in Indochina (heute Vietnam) Dienst, was ihm laut eigenen Angaben gut gefiel. 1937 trat er erneut in die Fremdenlegion ein, da er nach seiner Rückkehr in die Schweiz keine Arbeit finden konnte und das Arbeitslosengeld für seinen Lebensunterhalt nicht reichte. Die zweite, fünfjährige Dienstzeit verbrachte er in Algerien und Marokko. Dort kämpfte er aber mit gesundheitlichen Problemen und war oft im Lazarett.



Fremdenlegionäre an der Arbeit in Nordafrika. Mit Drecksarbeit ist weniger dieses Steine klopfen gemeint als der militärische Einsatz gegen Befreiungsbewegungen. (Bild: Keystone/akg-images)

17

KOLONIALISMUS, EINFACH WEIL ES MÖGLICH IST... 1929–1942

Die Sihlporte entstand in den 1920er-/1930er-Jahren als Bindeglied zwischen der Altstadt und dem Aussersihl. Eine der wichtigsten Figuren dahinter war Bauherr Alwin Schmid. Mit dem Kaufhaus Sihlporte und seinem Schmidhof – mit ständiger Aussenbeleuchtung und einer Rohrpostverbindung zu Bank und Post – brachte er einen Hauch des modernen Amerikas nach Zürich. Gleichzeitig kaufte er ein grosses Stück Land in Britisch-Ostafrika (heute Tansania), das er billig von Deutschen übernehmen konnte. Am Fusse des Mount Meru errichtete er nach eigenen Angaben die grösste Kaffeeplantage in Afrika. Mit aggressivem Marketing brachte er diesen Kaffee in der Schweiz unter dem Namen Narok auf den Markt. Am Portal zur Sihlporte sind auch heute noch koloniale Motive zu sehen.



Anlegung einer Kaffeeplantage am Mount Meru (Bild: Bundesarchiv)

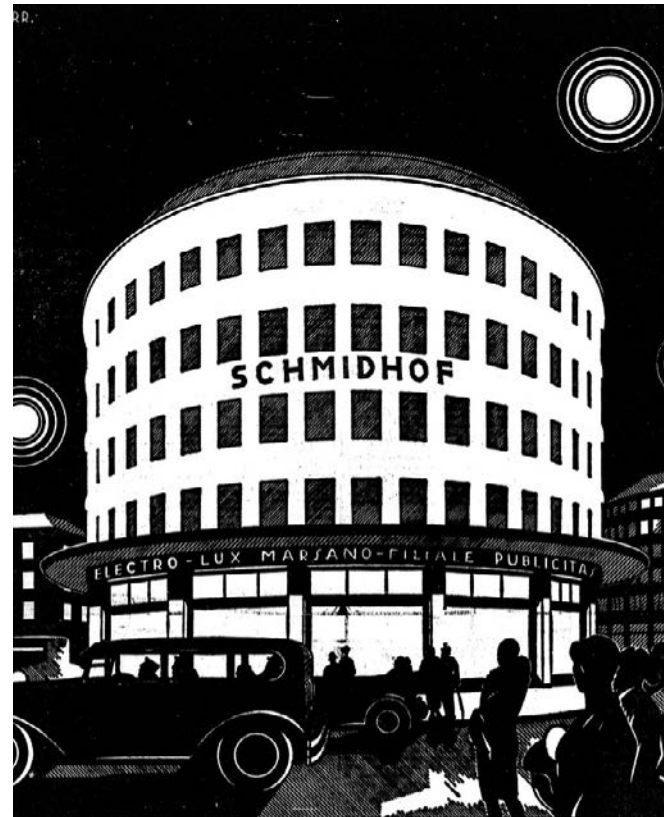


Eingang zum Geschäftshaus Sihlporte mit kolonialen Darstellungen (Bild: Kuratorium der Ausstellung)

18

VERHERRLICHUNG DER EINFACHHEIT 1932–1941

Gemeinsam mit ihrer Freundin Ella Maillart reiste Annemarie Schwarzenbach mit dem Auto von Genf nach Afghanistan. Das abenteuerliche Projekt war für Annemarie Schwarzenbach auch eine Flucht vor ihrer Drogensucht und, wie sie sagte, vor den «Gesetzen unserer Zivilisation». Die Reise finanzierte das Paar durch regelmässige Berichte an Illustrierte und Zeitungen. Darin zeichnete Schwarzenbach ein romantisierendes Bild von Afghanistan als ursprüngliche Welt, die noch wenig von der modernen Zivilisation verdorben ist. Solche Reportagen trugen damals dazu bei, ein Bild des modernen Europas und des rückständigen «Andere» zu zementieren.



Das moderne Bürogebäude an der Sihlporte (Bild: Neue Zürcher Zeitung)



Annemarie Schwarzenbach und Ella Maillart bei ihrer Abreise von Genf (Bild: Keystone)

BANKIERS STÜTZEN DIE APARTHEID 1955–1994

Bruno Max Saager und Nikolaus Senn, beides Kadermitglieder der grössten Schweizer Bank (die heutige UBS), investierten auch privat in Unternehmen. Darunter befanden sich schweizerische Plantagengesellschaften in Indonesien und Tansania, die in der Kolonialzeit entstanden waren. Viel weitreichender jedoch war ihr Engagement für die weisse Regierung in Südafrika, die Schwarzen und People of Color noch lange nach der Kolonialzeit die politischen Rechte und die Menschenrechte verweigerte. Den internen Widerstand in Südafrika begleitete eine internationale Boykottbewegung, die das Regime seit den 1970er-Jahren zunehmend isolierte. Doch schweizerische Bankiers sorgten für die Abnahme des südafrikanischen Goldes und für dringend benötigte Kredite. Das hat dazu beigetragen, dass das Regime noch zwei Jahrzehnte überleben konnte.



Strassentheater als Demonstration gegen die Apartheid-Geschäfte der Banken in Zürich, 1988 (Bild: Keystone)

EIN «ÜBERSEER» GRÜNDET EIN STEUERPARADIES 1920–1941

Eugen Keller-Huguenin bezeichnete sich als «Überseer». Geboren in Brasilien, kam er als Junge nach Zürich. Hier verkehrte er mit anderen «Überseern». Später beschäftigte er sich als Treuhänder mit internationalen Firmen. Ihn störte, dass die Gewinne aus dem Ausland in der Schweiz versteuert werden mussten. Im sozialdemokratisch regierten Zürich sah er keine Möglichkeiten für eine Reform. Deshalb schlug er dem Kanton Zug ein neues Steuergesetz vor, das die Grundlage für den dortigen Handelsplatz schuf.

Die Jahreszahlen auf den Seiten 16–31 sind keine Lebensdaten, sondern markieren den Zeitraum, in dem sich die Geschichte abspielte.

Vertiefung:

Frühe Beteiligung an der Sklaverei: Jean-Pierre Bodmer: Die Atlantikfahrt des Kapitäns Roussel von Dieppe 1595 bis 1597, nach einem anonymen Bericht aus Zürich, Zürcher Taschenbuch 139, Zürich 2019, S. 39–88.

Leibeigene in Zürich Julia Kasic: Leo Weisz: Die Werdmüller. Schicksale eines alten Zürcher Geschlechtes, Zürich 1949. Die Geschichte ist in der Conrad Ferdinand Meyers Novelle «Der Schuss von der Kanzel» verarbeitet, ebenso im gleichnamigen Film von Leopold Lindtberg mit Zarlí Carigiet in Black Face als maurischer Diener.

Bankier Hans Konrad Hottinger: Herbert Lüthy: La banque protestante en France: de la Révocation de l'Édit de Nantes à la Révolution, Vol. 2., Paris 1961, S. 722–733.

Plantagenbesitzer Konrad Winz: Hans Conrad Peyer: Zürich und Übersee um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Hermann Kellenbenz (Hg.): Beiträge zur Wirtschafts- und Stadtgeschichte, Zürich 1965, S. 205–219. Robert Pfaff: Johann Conrad Winz, in: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 58 (1981), S. 379–386.

Vermesser für russisches Imperium:

Rudolf Wolf: Johann Kaspar Horner, in: Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, 2., Zürich 1859, S. 353–404.

Indigo-Händler Leonhard Ziegler:

Hans Conrad Peyer: Leonhard Ziegler, Ein Zürcher in Indien, Zürcher Taschenbuch 85, Zürich 1965, S. 39–71.



Der Aufstand gegen das Apartheidsregime von 1976 in Soweto forderte hunderte Tote, darunter viele Schüler*innen. (Bild: Alamy/Keystone)



Niklaus Senn mit anderen Direktoren von Schweizer Grossbanken, 1986 (Bild: Ringier Bildarchiv)

Textilindustrie in Süditalien:

Giovanni Wenner: Albert Escher in Salerno: der Anteil der Maschinenfabrik Escher Wyss & Cie. in Zürich an der Gründung der süditalienischen Baumwollindustrie 1830–1837, Zürcher Taschenbuch 76, 1956, S. 122–141.

Daniela Luigia Caglioti, Marco Rovinello, Roberto Zaugg: Ein einzig Volk?: Schweizer Migranten in Neapel (18.–20. Jahrhundert). Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (29) 2015.

Kaufmannsgattin Cecile Däniker-Haller:

Hans-Ulrich Rübel: Heinrich und Cécile Däniker-Haller, ein bürgerliches Leben im 19. Jahrhundert, Neujahrsblatt der Gelehrten Gesellschaft in Zürich 159, Zürich 1995.

Kaufmann Fritz Rieter:

Fritz Rieter: Etwas über Afrika unter besonderer Berücksichtigung der kommerziellen Verhältnisse, Basel 1886.

Botaniker Hans Schinz:

Dag Henrichsen: Bruchstücke: Forschungsreisen in Deutsch-Südwestafrika: Briefe und Fotografien, Basler Afrika Bibliographien, Basel 2012.

Zürcher Seidenhändler in Japan:

Hans Spörry: Mein Lebenslauf als Manuskript gedruckt, Vol. 1, 2, Zürich 1924/25.

Andreas Zangger: Schweizer Seidenhändler in Japan, in: Michaela Reichel, Hans Bjarne Thomsen (Hg.): Kirschblüte & Edelweiss: Der Import des Exotischen, Baden 2014, S. 129–144.

Kaffee in Guatemala:

Regina Wagner: Los alemanes en Guatemala, 1828–1944, Afanes 1996.

Kunstsammler Fritz Meyer:

Andreas Zangger: Koloniale Schweiz: Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930), Bielefeld 2011.

Piet Meyer: Franz Meyer, der Museumsmann: ein Vaterbuch, Bern 2022.

Missionarin Anna Wuhrmann:

Andrea Baumgartner-Makemba: Der König und Ich: Anna Wuhrmann – Missionslehrerin und Fotografin, München 2008.

Fremdenlegion:

Christian Koller, Peter Huber: Armut, Arbeit, Abenteuer – Sozialprofil und Motivationsstruktur von Schweizer Söldnern in der Moderne, Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 102, 1, 2015, S. 30–51.

Kaffeeplantage in Tansania:

Thomas Spear: Mountain Farmers: Moral Economies of Land & Agricultural Development in Arusha & Meru, Dar es Salaam 1997.

Bankiers und Südafrika:

Georg Kreis: Die Schweiz und Südafrika 1948–1994: Schlussbericht NFP 42, Bern 2005.

Hansjürg Saager: Schweizer Geld am Tafelberg: die Wirtschaftsbeziehungen zwischen der Schweiz und Südafrika zwischen 1948 und 1994, Zürich 2005.

ZÜRICH IST VERSTRICKT

Die Beziehungen Zürichs zu den Kolonien beschränkten sich keineswegs alleine auf Zürcher*innen, die ausgewandert waren. Personen, Unternehmen und Institutionen wie beispielsweise Hochschulen und Museen waren ebenfalls in den Kolonialismus involviert und profitierten direkt oder indirekt von den Kolonien. Die Industrie setzte auf billige Kolonialwaren und ferne Absatzmärkte, der Finanzplatz erweiterte seine Angebotspalette und einige Institute an den Universitäten richteten ihre Forschung zunehmend auf die Kolonien aus.

Welches sind
meine Privilegien?



Die Welt als goldene Gelegenheit: Wandgemälde von Augusto Giacometti in der Alten Börse
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)

DIE GLOBALEN FÄDEN DER INDUSTRIE

Die Industrialisierung begann mit Baumwolle, die billig aus den Kolonien nach Europa kam. In Zürich entstanden schon früh Färbereien und Stoffdruckereien, die sogenannte «Indiennes» herstellten. Diese Stoffe orientierten sich an Textildesigns aus Südasien. Sie wurden exportiert und zum Teil als Tauschprodukt im Sklavenhandel eingesetzt. Doch schon bald verschwand die Baumwolle wieder aus Zürich, und die Stadt wurde zu einem Zentrum der Seidenindustrie. Hier spielten die Kolonien eine geringere Rolle. Hingegen entstanden andere Industrien, die billige Kolonialwaren verwendeten. So verarbeiteten etwa die Firma Lindt & Sprüngli Kakao, die Steinfels Palmöl, und die Gummi-Maag Kautschuk. Diese Firmen waren mit ihren Verbindungen in die Kolonien keine Ausnahmen, sondern eher die Regel in einer Wirtschaft, die schon vor dem Ersten Weltkrieg in hohem Masse globalisiert war.

FINANZPLATZ

Schon vor 200 Jahren hatte für die Stadt Zürich der Finanzplatz eine grössere Bedeutung als die Baumwollindustrie. Zürich wirkte als Drehscheibe für die Ostschweizer Textilindustrie, die in die ganze Welt exportierte. Das führte unter anderem zur Gründung der kurzlebigen Schweizerischen Exportgesellschaft mit Filialen im heutigen Syrien, Irak, Iran, Indien, China, Brasilien und Chile. Das Angebot an Dienstleistungen wurde stets erweitert und ebenso das Wissen: über Handel, über das Verschieben von Geldern, über das Versichern des Handels, über das Investieren in ferne Länder, über das Gründen von multinationalen Firmen, über die rechtliche Absicherung von Investitionen, über das Optimieren von Steuern und über das Verschieben von grossen Privatvermögen in die Schweiz et cetera. Für den Finanzplatz Zürich spielte das Ende des Kolonialismus (1945–1975) kaum eine Rolle. Im Gegenteil: Die Dekolonisierung eröffnete ihm neue Märkte in Afrika und Asien. Dieses Fortbestehen von kolonialen Handelsstrukturen nach dem Ende formaler Kolonialherrschaft wird vielfach auch als Neokolonialismus bezeichnet.



Helvetia hält die Weltkugel – Merkur, der Gott von Handel und Verkehr, tanzt darauf. Statue im Entrée des früheren Bankvereins in Zürich.
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)

UNIVERSITÄTEN

Auch die Universität Zürich und die ETH reagierten auf den Kolonialismus. Neue Fächer wie Menschenkunde (Anthropologie) und Völkerkunde (Ethnologie) entstanden. Die Lehrpläne veränderten sich und neue Forschungsfelder gewannen an Bedeutung. Reisen in die Kolonien halfen, Karrieren zu lancieren, insbesondere in der Biologie, aber auch in vielen anderen Fächern wie Medizin, Geografie, Geologie, Ethnologie und Sprachwissenschaften. Beispiel hierfür sind die vielen Erdölgeolog*innen, die von der ETH aus in alle Kontinente gingen, ebenso Biolog*innen, die für die Plantagenwirtschaft Forschung betrieben, oder Tropenärzt*innen und «Entwicklungshelfer*innen».



Der Botaniker Conrad Keller wird von vier Madegassen im Tragestuhl getragen.
Conrad Keller gefiel das Bild offenbar, denn er verwendete es in verschiedenen Publikationen.
(Bild: MDZ / Bayerische Staatsbibliothek)

«Den Liebhabern und Liebhaberinnen des edlen Caffee-Tranks, haben wir die höchsterwünschte Botschaft mittheilen wollen, dass zu Barbice, allwo die Holländer eine treffliche Pflanzstadt von Caffee, Zucker und Cacao haben, innert 18 Monaten über 18 060 Caffee-Bäume von den Slaven gepflanzt worden. Wann nun die Holländer noch 4 oder 5 Jahre so damit fortfahren, dürfte der Preis dieses edlen Tranks mercklich fallen.»

Zürcher Donnerstags-Nachrichten Nr. 24, 1735



Die kolonialen Handelswaren veränderten auch die Konsumwelt in Zürich. Im Bild das Kaufhaus (neben dem Helmhaus), in dem die Handelswaren ankamen und gelagert wurden, und das Kaffeehaus Laterne, wo Kaffee und Kakao konsumiert wurden.
(Bild: Zentralbibliothek Zürich)

Vertiefung:

Textilindustrie:

Ulrich Pfister: Die Zürcher Fabriques: protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert, Zürich 1992.

Schweizerisches Nationalmuseum (Hg.):

Indiennes: Stoff für tausend Geschichten, Basel 2019.

Finanzplatz:

Hans Conrad Peyer: Von Handel und Bank im alten Zürich, Zürich 1968.

Karl Welter: Die Exportgesellschaften und die assoziative Exportförderung in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern 1915.

Joseph Jung: Von der Schweizerischen Kreditanstalt zur Credit Suisse Group: eine Bankengeschichte, Zürich 2000.

Konrad J. Kuhn: Entwicklungspolitische Solidarität: die Dritte-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992), Zürich 2011. S. 85–126.

Bildungsinstitutionen:

Verena Münzer, Peter Gerber, Peter Jud: 100 Jahre Völkerkundemuseum 1889–1989, Zürich 1989.

Harald Fischer-Tiné, Patricia Purtschert: Colonial Switzerland: Rethinking Colonialism from the Margins, Basingstoke 2015, S. 27–88.

Fabio Rossinelli: Géographie et impérialisme: de la Suisse au Congo entre exploration géographique et conquête coloniale, Lausanne 2022.

Peter Schulthess: Heinrich Zollinger (1818–1859), ein Naturforscher als Lehrer und Seminardirektor, Zürcher Taschenbuch 139, Zürich 2019, S. 227–282.

Andreas Zangger: Koloniale Schweiz: Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930), Bielefeld 2011, S. 287–432.

KOLONIALIS- MUS HEISST GEWALT

Vom 15. bis ins 20. Jahrhundert unterwarf Europa weite Teile der Welt. Die koloniale Ausbreitung war ein gewalttätiger Prozess, der nicht nur mit militärischer Unterwerfung und wirtschaftlicher Ausbeutung der kolonisierten Bevölkerung einherging, sondern auch mit einer ethnisch-kulturellen Erniedrigung. In dieser Zeit verfestigten sich rassistische Strukturen, die bis heute wirken. Insbesondere die Sklaverei hat tiefe Wunden hinterlassen.

Die Stadt Zürich hat über ihre Zinskommission in die Sklaverei investiert und an der Versklavung von zehntausenden Menschen mitverdient. Die Wirtschaft in der Stadt hat ebenfalls von kolonialen Strukturen profitiert. Billige Rohstoffe und die Möglichkeit zu Investitionen in ferne Märkte sorgten für Wachstum und Gewinne.

VERBRECHEN GEGEN DIE MENSCH- LICHKEIT

Der transatlantische Sklavenhandel und die Sklaverei in Amerika gehören zu den grössten historischen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert verschleppten zumeist europäische Sklavenhändler mit Hilfe lokaler Autoritäten mehr als 12 Millionen Afrikaner*innen über den Atlantik. Millionen starben bereits in Afrika nach der Gefangennahme und etwa 20 Prozent auf See. In der Karibik sowie in Nord- und Südamerika wurden die versklavten Menschen auf Plantagen ausgebeutet und waren der Willkür ihrer «Besitzer*innen» und der Aufsichten ausgesetzt. Die körperliche und sexuelle Gewalt gegen sie war zentraler Bestandteil des Systems, und dieses Trauma wirkt bis heute nach.

Zürich investierte in Versklavung

Mit dem Sklavenhandel war viel Geld zu verdienen. Auch die Stadt Zürich profitierte davon. Die Stadt und einzelne vermögende Kaufleute legten ihr Geld in Gesellschaften an, die im Sklavenhandel und der Plantagenwirtschaft tätig waren, und erzielten damit beträchtliche Gewinne. Die Stadt Zürich ist für die Versklavung von 36 494 Menschen mitverantwortlich, private Investor*innen für die Verschleppung und Ausbeutung weiterer 1078 Menschen. Dies errechnete eine Studie der Universität Zürich.

Zürcher in der Plantagenwirtschaft

Einige vermögende Zürcher*innen besaßen entweder selbst Plantagen oder arbeiteten dort als Aufseher. Ein prominentes Beispiel ist die Familie Escher. Heinrich Escher, der Vater des bekannten Zürcher Politikers Alfred Escher, kaufte auf Kuba ein Stück Land für eine Kaffeeplantage. Zwei Onkel von Alfred Escher führten das Unternehmen mit 87 versklavten Menschen über 25 Jahre. Nach dem Tod seines Onkels Fritz half Alfred Escher beim Verkauf der Plantage und aller versklavten Menschen. Dies tat er mit grösster Diskretion, denn Plantagenbesitz und Sklavenhaltung war in der demokratischen Schweiz schon damals verpönt. Im amerikanischen Bürgerkrieg nahmen die Zürcher Liberalen unter Eschers Führung eine neutrale Haltung an, die jedoch den Südstaaten half, oder stellten sich sogar ganz hinter die Pro-Sklaverei-Position der Konföderierten. Diese Haltung zur Sklaverei war zwar wirtschaftlich opportun, politisch allerdings umstritten. Sie trug am Rande mit dazu bei, dass die Gegnerschaft Eschers Aufwind bekam und Eschers politische Macht in den folgenden Jahren beschränkt wurde.



Eingang zur ehemaligen Kaffeeplantage Cafetal Angerona auf Kuba. Sie gehörte dem Sohn einer entfernten Verwandten von Alfred Escher. Die Plantage seines Vaters Heinrich Escher war benachbart. (Bild: Dreamstime)

Sklaverei war von Anfang an umstritten

Die versklavten Afrikaner*innen leisteten in Amerika schon von Anfang an Widerstand. Viele flohen, einige gründeten freie Gemeinschaften und lebten im wenig besiedelten Hinterland der Kolonien. Andere rebellierten gegen ihre Besitzer*innen. Auf Kuba allein gab es 14 grössere Aufstände. In Haiti führte 1804 eine Kette von Sklavenaufständen zur Unabhängigkeit des Landes, die Sklavenrevolte in Barbados 1816 schliesslich leitete die Abschaffung der Sklaverei im Britischen Weltreich ein. Dieser Widerstand förderte den Kampf gegen den Sklavenhandel in Europa.

Auch in der Schweiz gab es Stimmen gegen die Sklaverei. In Zürich schrieb die Neue Zürcher Zeitung in ihren ersten Jahren ab 1780 sehr kritisch gegen die Gräueltaten der Sklaverei und wünschte ein Verbot des Sklavenhandels. Allerdings beschränkte sich die Kritik auf den Handel mit versklavten Menschen. Eine Abschaffung der Sklaverei war für die bürgerliche Zeitung zu radikal, und sie berichtete sehr negativ über den Aufstand auf Haiti. Im Amerikanischen Bürgerkrieg forderte sie sogar eine Anerkennung der Südstaaten.

Erst nach langer Zeit und vielen Rückschlägen nahm die Antisklaverei-Bewegung in Europa und Amerika an Fahrt auf. Mehr und mehr Leute lehnten die Sklaverei ab. Doch änderten diese Meinungen und Appelle in Europa wenig an der Lage der versklavten Menschen. Erst handfeste Gesetze wie das Verbot des Sklavenhandels und die Abschaffung der Sklaverei leisteten tatsächlich einen Beitrag.



Das Monument «Cap 110 – Mémoire et Fraternité» erinnert an den Sklavenhandel im Atlantik. Ausgangspunkt des Kunstwerks ist ein tragisches Ereignis im April 1835. Der Sklavenhandel im Atlantik war schon seit 1815 verboten. Trotzdem verschleppten Sklavenhändler weiterhin heimlich Menschen aus Afrika. Eines dieser Schiffe erlitt

in einer stürmischen Nacht vor Martinique Schiffbruch. Viele Afrikaner*innen kamen dabei ums Leben. Die Figuren des Monuments blicken in Richtung Afrika. Sie erinnern an die vielen Opfer des Menschenhandels im Atlantik und symbolisieren die schwere Last des gemeinsamen Schicksals. (Bild: Dreamstime)

DIE STADT ZÜRICH UND PRIVATE INVESTOREN SIND FÜR DIE VERSKLAVUNG VON 37 572 MENSCHEN MITVER- ANTWORTLICH

Diese Zahl errechnete eine Studie der Universität Zürich im Auftrag der Stadt.



https://www.media.uzh.ch/dam/jcr:29963073-c0ef-4adf-954f-723b67f327cd/200902_Sklaverei_Bericht_UZH_def.pdf

KOLONIALISMUS – DIE GROSSE ANMAMASSUNG EUROPAS

Die koloniale Expansion Europas begann mit den Seefahrten Portugals und Spaniens nach Indien und Amerika. Über die Jahrhunderte brachten die europäischen Kolonialmächte Nord- und Südamerika, die meisten Gebiete Afrikas und Asiens sowie Australien und Ozeanien unter ihre Gewalt. Diese Gebiete dienten der europäischen Wirtschaft als Lieferanten von billigen Rohstoffen und als Absatzmärkte. Die systematische Ausbeutung von Arbeitskräften hielt auch nach der Abschaffung der Sklaverei an. Bei der sogenannten Kontraktarbeit mussten die Arbeiter*innen weit migrieren. Sie erhielten Vorschüsse und waren deshalb stark von den Arbeitgeber*innen abhängig. Die heutige Plantagenwirtschaft und der Rohstoffhandel gehen auf die Kolonialzeit zurück.

Kolonialarmeen und ihre Kriege

Die Aneignung von Kolonien verlief fast immer gewaltsam. Kolonialarmeen standen den Einheimischen meist mit einer überlegenen Waffentechnik gegenüber. Trotzdem leisteten diese zum Teil zähen Widerstand. So dauerte die Unterwerfung des Sultanats Acehs im Norden der Insel Sumatra über 40 Jahre und konnte nur durch den Einsatz systematischer Gewalt und Massakern gegen die Zivilbevölkerung abgeschlossen werden. Die indigene Bevölkerung in Nord- und Südamerika sowie in Australien litt besonders stark unter der kolonialen Eroberung und wurde zum Teil vernichtet. Dies geschah teilweise auch in Afrika und Asien. Viele Söldner in kolonialen Diensten stammten auch aus dem Kanton Zürich – allein in der Armee der Niederlande in Indonesien waren es über 800. Die meisten von ihnen hatten ein schweres Schicksal. Wer nicht an Krankheiten oder Kriegsverletzungen starb, kehrte nach Jahren mit einer kleinen Pension zurück, ohne Aussicht auf eine gute Anstellung.

Wirtschaftliche Ausbeutung

Der Kolonialismus schuf eine zweigeteilte Weltwirtschaft, in der die einen Länder die Rohstoffe lieferten und andere diese verarbeiteten. Dadurch sind die Einkommensunterschiede zwischen den Ländern enorm gestiegen. Vor 200 Jahren waren die reichsten Länder etwa dreimal so reich wie die ärmsten, heute ist der Faktor auf über 100 gestiegen.

Rohstoffe wie Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Tee, Palmöl, Kautschuk und weitere wurden in den Kolonien zumeist in Monokulturen angebaut. Das heisst, dass auf gigantischen Plantagen nur die jeweilige Nutzpflanze gepflanzt wurde. Das hatte mittelfristig verheerende ökologische Folgen für die Regionen. Kapitalkräftige westliche Firmen kauften dabei grosse Ländereien unter dubiosen Umständen oder verdrängten die lokale Bevölkerung gar gewaltsam.

Kolonial-Gebiet

Schweizergruppe, welche ein Syndikat zur Verwertung eines grossen afrikanischen Kolonialgebietes, das noch nicht ausgebeutet u. sehr reich an verschiedenen Naturprodukten ist, gründen möchte, akzeptiert noch die finanzielle Mitarbeit von einigen Personen. Den Gründern des Unternehmens sind spezielle Vorteile eingeräumt. Ein eingehender Bericht wird jedem seriösen Interessenten zugesandt. Erstklassige Angelegenheit. — Offerten unter Chiffre OF 4764 N an Orell Füssli-Annoncen, Zürich. (O 1979)

Annonce für die «Ausbeutung eines Kolonialgebietes» in der NZZ, 1928 (Bild: Neue Zürcher Zeitung)

Schnelles Geld mit Tabak

Fritz Meyer-Fierz (siehe Weltkarte) wurde wie einige andere Männer aus Zürich schnell reich mit Tabakbau auf Sumatra. Natur und Menschen auf Sumatra bezahlten allerdings den Preis dafür. Die Plantagen verdrängten die einheimische Bevölkerung zusehends. An ihre Stelle holten die Plantagenbesitzer Arbeitskräfte aus China, Java und Indien, die unter menschenfeindlichen Bedingungen und gegen geringe Bezahlung schuften mussten. Gewalt war an der Tagesordnung. Die Streitigkeiten um Landbesitz und die ethnischen Konflikte der kolonialen Plantagenwirtschaft wirken bis heute nach, ebenso die Umweltprobleme, die aus der Brandrodung und der rücksichtslosen Ausbeutung der Böden entstanden.

«Schweizer Kaffee» aus Tansania

Die Böden rund um den Vulkan Meru in Tansania sind sehr fruchtbar und deshalb begehrt. Als erste machten deutsche Kolonisten der lokalen Bevölkerung den Boden streitig und legten Kaffeeplantagen an. Alwin Schmid (siehe Weltkarte) konnte 1929 eine Plantage erwerben, die seit dem 1. Weltkrieg verlassen war. Den Kaffee vermarktete er als «Schweizer Kaffee», daneben organisierte er Jagdsafaris. Zunehmend beraubte der Landhunger der weissen Plantagenbesitzer die einheimischen Meru ihrer Lebensgrundlage. In einem aufsehenerregenden Fall gelangte eine Allianz von lokalen Führern an die UNO. Damit war der Kampf für die Unabhängigkeit Tansanias eingeläutet.

Schweizer Schoggi

Die Schweiz ist bekannt für ihre Schokolade. Aber Kakao wird in den Ländern des globalen Südens angebaut und geerntet. Der Kakaobaum stammt ursprünglich aus Mittel- und Südamerika, wo er lange vor der europäischen Kolonialisierung kultiviert wurde. Erst Ende des 19. Jahrhunderts – als das Luxusgetränk in Europa an Beliebtheit gewann – brachten Europäer den Kakaobaum nach Westafrika. Dort wurde der Kakao unter menschenunwürdigen Bedingungen und teilweise durch den Einsatz von versklavten Menschen auf Plantagen angebaut. Schweizer*innen waren von Anfang an stark in die Produktion und den Handel von Kakao involviert. So war etwa die Handelsgesellschaft der Basler Mission sehr bemüht um die Verbreitung der Kakaoproduktion in der britischen Kolonie Goldküste, dem späteren Ghana, und war später eine der Hauptexporteurinnen von Kakao. Ein Grossteil der Kakaobäuer*innen lebt auch heute noch in grosser Armut. Dabei sind Kinderarbeit, Abholzung und Mangelernährung keine Seltenheit.

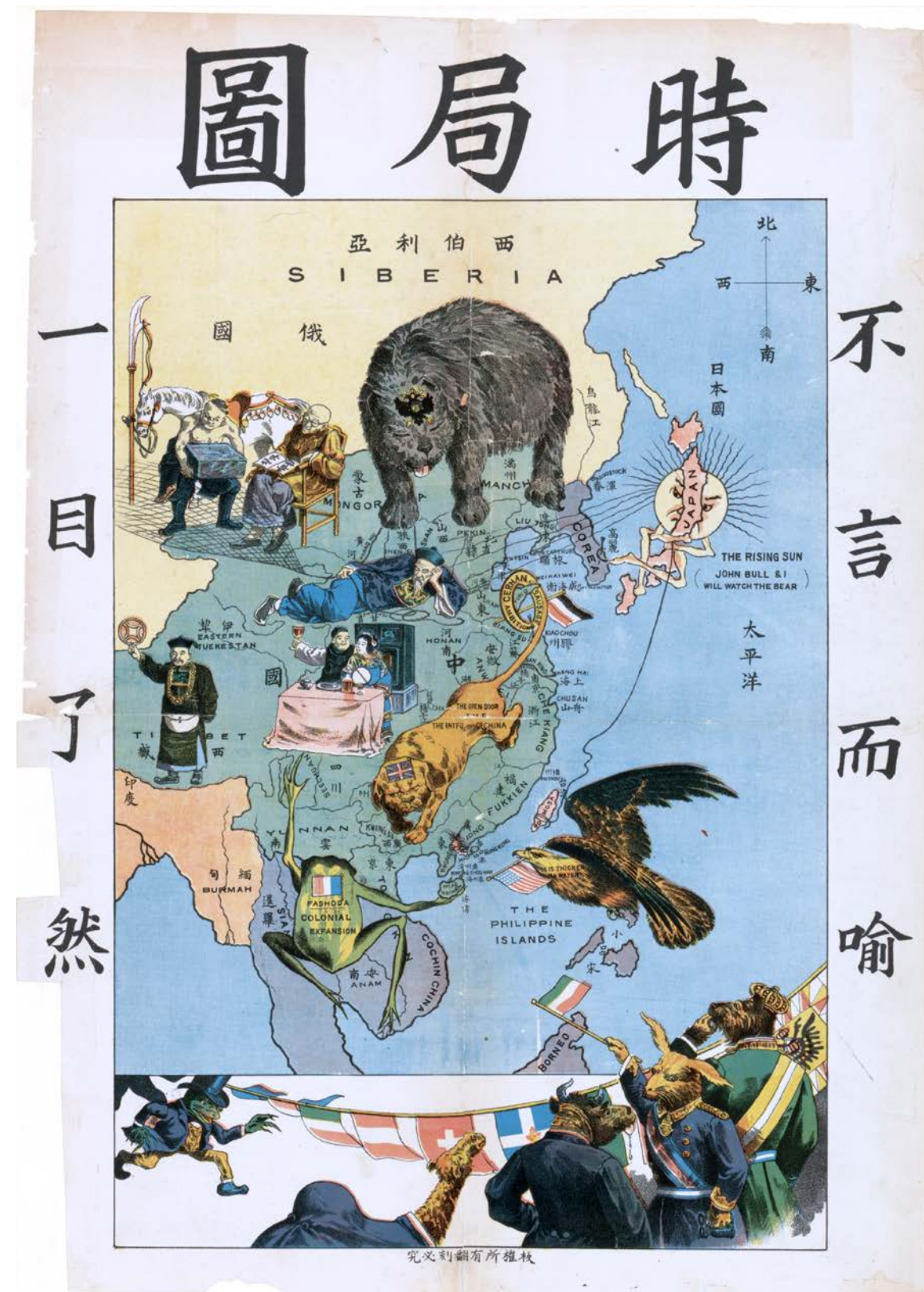
Unter welchen Bedingungen werden die Nahrungsmittel hergestellt, die ich konsumiere?



Für den Bau der Plantagen auf Sumatra brauchten die Europäer viel Land. Dabei stiessen sie auch auf den Widerstand der ansässigen Bevölkerung, die zunehmend verdrängt wurde und deshalb die Plantagen wiederholt angriff. Im Bild die Plantage des Bruders von Fritz Meyer, der seine Wehrbereitschaft zeigen will. (Bild: Völkerkundemuseum der Universität Zürich)



Die Zürcher Illustrierte brachte 1936 eine Reportage über die Plantage von Alwin Schmid. Schmid inszeniert sich darin als Grosswildjäger. (Bild: E-periodica)



(Bild: Wikimedia)

Die Schweiz im Reigen der Kolonialmächte

Karikatur des chinesischen Redaktors und Revolutionärs Tse Tsan-tai mit dem Titel «Die Situation im Fernen Osten» (1904). Tse zeigt darin die Bedrohung der Aufteilung Chinas durch die Kolonialmächte: im Norden der russische Bär, im Osten

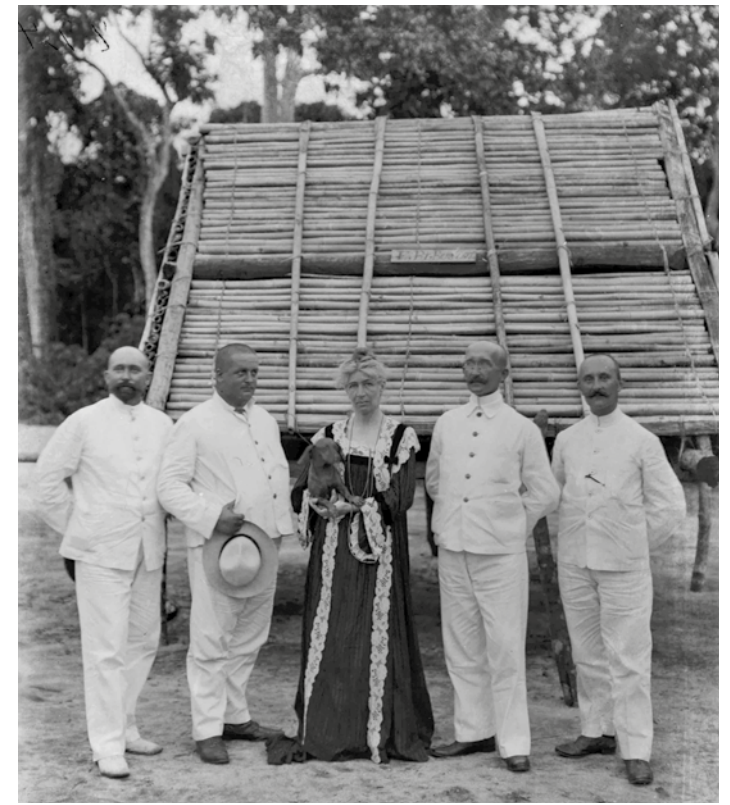
die japanische Sonne und eine Wurst für Deutschland, im Süden die britische Bulldogge (mit Löwenkörper) und der französische Frosch, und im Südosten der amerikanische Adler. In der Wartehalle stehen weitere europäische Mächte: Österreich-Ungarn, Italien und die Schweiz, repräsentiert durch einen Stier.

VERFREMDEN

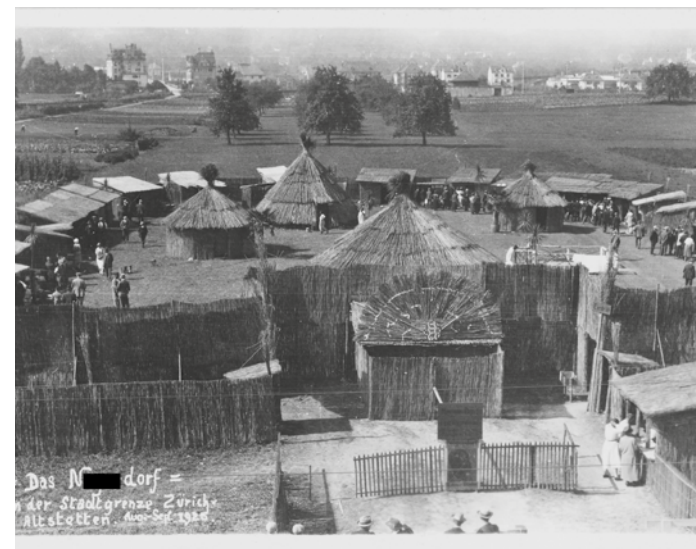
Kolonialismus beschränkte sich nicht auf Eroberung und Ausbeutung, sondern fand auch in den Köpfen statt. Pseudo-wissenschaftliche Theorien rechtfertigten die Vorherrschaft der *Weissen*. In Büchern, Zeitschriften, Werbung und Spektakeln wurden diese rassistischen Ideen verbreitet. Auf diese Weise «erlernten» nicht nur die Bürger*innen der europäischen Kolonialmächte, sondern auch Schweizer*innen gewissermassen den Rassismus.

Die Ängste Auguste Forels

Der bekannte Psychiater und Direktor der Klinik Burghölzli, Auguste Forel, war weitaus nicht der einzige Arzt oder Biologe an der Universität Zürich, der rassistische Ideen verbreitete. Aber seine Schriften waren besonders einflussreich. Darin vertrat er die Idee, dass es ideale und minderwertige Menschentypen gebe, dass Schwarze Menschen zu den minderwertigen gehören und dass eine Vermischung mit ihnen den Niedergang der Völker Europas bedeute. Auch sein Nachfolger Eugen Bleuler sprach sich gegen eine Vermischung aus, was ihm auch als Argument gegen jüdische und italienische Immigration diene. Zürich wurde zu einem Zentrum der Rassenforschung (Physische Anthropologie), das weltweit sehr gut vernetzt war. Gerade weil die Schweiz keine Kolonien besass, konnten die Zürcher Forscher*innen ihre Forschung als neutral darstellen, während sie von der engen Zusammenarbeit mit europäischen Kolonialmächten profitierten.



Der Zürcher Anthropologe Otto Schlaginhaufen (ganz rechts) als Teilnehmer der Deutschen Marineexpedition (1907–1909) in Deutsch-Neuguinea (heute Papua-Neuguinea) (Bild: Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Museum für Völkerkunde Dresden)



Der Menschenzoo im Letzigrund zog 1925 über 60 000 Besucher*innen an. (Bild: Baugeschichtliches Archiv)

Menschenzoo

In Europa bestand in der Kolonialzeit eine grosse Neugier für Völker, die als «exotisch» oder «primitiv» betrachtet wurden. Findige Unternehmer bedienten diese Nachfrage mit sogenannten Völkerschauen. Gemäss den Machern sollte das Publikum erleben können, wie diese Menschen «wirklich» lebten. Tatsächlich aber mussten sie sich dem Publikum als möglichst rückständig oder eigenartig präsentieren. Für die zur Schau gestellten Menschen war das Spektakel verheerend. Teilweise wurden sie gegen ihren Willen nach Europa verschleppt, so etwa elf Menschen aus Patagonien, von denen fünf in Zürich starben. Auch die Vorführung hinter Gehegen und im Zoo war entwürdigend. Über 500 solcher Gruppen wurden über die Jahrzehnte schweizweit dem Publikum gezeigt. Die sechswöchige Schau mit 74 Senegales*innen im Letzigrund zog 1925 über 60 000 Besucher*innen an. Zwei der vorgeführten Menschen starben dabei. Noch 1964 organisierte der Zirkus Knie seine letzte Völkerschau.

Blackfacing am Sechseläuten

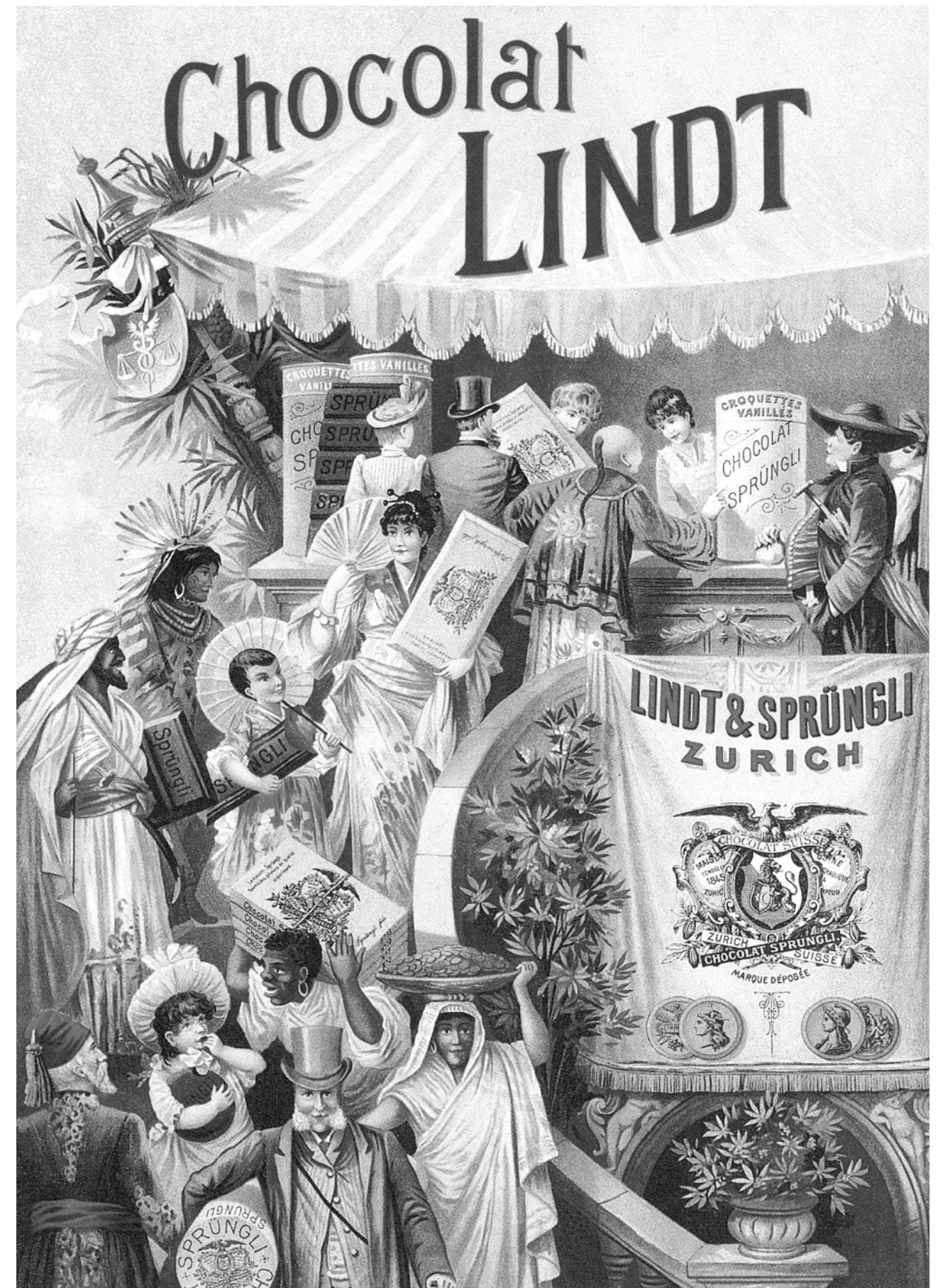
Auch am Sechseläuten-Umzug waren Völkerschauen populär. Immer wieder dienten «fremde Völker» zur Verbreitung von kolonialem Gedankengut. Zur Zeit der Eroberung des afrikanischen Kontinents wurde die Figur des «wildes N...s» zu einem wiederkehrenden Bestandteil des Volksfestes. So stand 1885 das Sechseläuten unter dem Thema Kongo. Zünfter traten dabei in Baströcken und mit schwarz bemalten Gesichtern auf und vollführten komische Tänze, die sie als afrikanisch betrachteten. Solche Events beeinflussten das, was in der damaligen Zürcher Gesellschaft als Grundlage der eigenen Identität diente und dabei als völlig «andersartig» angesehen wurde.

Warenrassismus

Die Kolonien produzierten Konsumgüter, die in Europa vermarktet wurden. Durch die Werbung für diese Produkte und durch Reisereportagen in Zeitschriften wurden koloniale Bilder, Fantasien und Denkmuster der breiten Bevölkerung vermittelt. Dabei wurden Produkte mit gesellschaftlich dominanten Normen und Idealen aufgeladen. Der durch die Kampagnen der Werbebranche beflügelte Massenkonsum ermöglichte es, bestehende rassistische Vorstellungen und Bilder zu verfestigen. Paradebeispiel dafür ist die Werbung für Schokolade und Kaffee. Sie zeigt eine Schweiz, die über die Reichtümer der Welt frei verfügen kann.



Die Tradition der Völkerschauen am Sechseläuten hielt sich lange, wie dieses Bild des Kinderumzuges von 1962 zeigt.
(Bild: Photopress/Keystone)



Die Schokoladenbranche – wie manche andere Branche auch – warb gegen Ende des 19. Jahrhunderts oft mit stereotypen Bildern von Völkern. (Bild: Lindt & Sprüngli)

KOLONIALIS- MUS WIRKT NACH

Die langfristige globale Vernetzung der Stadt Zürich hat eine sehr diverse Gesellschaft geschaffen. Doch der Rassismus und die Stereotypen der Kolonialzeit wirken nach und prägen die Gesellschaft noch immer wesentlich. In einem Land ohne Kolonien war Kolonialismus in der Öffentlichkeit kaum ein Thema. Auch nach der Entkolonialisierung der 1960er-Jahre fand keine breite Auseinandersetzung mit diesen Phänomenen statt. Es brauchte das Engagement zahlreicher Initiativen und Gruppierungen, um in den vergangenen beiden Jahrzehnten die Aufmerksamkeit von Medien und Bevölkerung darauf zu lenken.

Welche Gefühle habe ich ge-
flüchteten Menschen gegen-
über? Macht es dabei einen
Unterschied, woher die
Menschen geflüchtet sind?

RASSISMUS BESTEHT FORT

RASSISTISCHE SPRACHE UND BILDER

Der Rassismus der Kolonialzeit hat sich in der Sprache und der Bilderwelt Europas verankert und fortgesetzt. Er zeigt sich in allen Bereichen der Gesellschaft. Seit der Entkolonialisierung und der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung in den 1950er- und 1960er-Jahren kämpfen Schwarze Menschen und People of Color gegen die Spuren des Kolonialismus und gegen Rassismus in Sprache und Bildwelt. In der Schweiz, einem Land ohne Kolonien, hat die Beschäftigung mit der eigenen kolonialen Vergangenheit spät eingesetzt. Deshalb ist hier bei Personen, die nicht selbst von rassistischer Diskriminierung betroffen sind, oftmals noch wenig Wissen um die verletzte Geschichte von Rassismus und Kolonialismus vorhanden. Für Betroffene ist es hingegen oft ein zähes Bemühen, sich Gehör zu verschaffen.



Der amerikanische Autor James Baldwin beschäftigte sich mit Rassismus in der Sprache. In seinem Essay «Fremder im Dorf» macht er seine Stellung als Schwarzer Besucher im Dorf Leukerbad und die Reaktion der Kinder auf ihn zum Thema. (Bild: Radio Télévision Suisse – Pierre Koralnik – 1962)

INSTITUTIONELLER RASSISMUS

Menschen können auch unbewusst rassistisch handeln, oft mit weitreichenden Folgen. Denn durch Regeln und Gewohnheiten ist Rassismus in die Institutionen der Gesellschaft wie Schule, Unternehmen, Verwaltung, Gesundheitswesen und Justiz eingeschrieben. So ist etwa die Chancengleichheit von Schwarzen Menschen und People of Color bei der Ausbildung nicht gewährleistet und auch ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt stehen schlechter. Das betrifft auch die Bildungsinhalte, die oft aus einer eurozentristisch gefärbten Sichtweise vermittelt werden. Ebenso treffen Schwarze Menschen und People of Color auf grössere Hürden bei der Wohnungssuche und sie sind in der öffentlichen Verwaltung untervertreten.



Den Begriff institutioneller Rassismus haben die Black Panthers in den USA eingeführt. Im Bild Kathleen Cleaver, eine Vertreterin dieser Organisation, die auf Einladung der Frauenbefreiungsbewegung 1972 Zürich besuchte. (Bild: Keystone)

Racial und Ethnic Profiling bezeichnet alle Formen von diskriminierenden Personen- und Fahrzeugkontrollen gegenüber Personengruppen, die von Polizei und Grenzschutz als ethnisch oder religiös «andersartig» wahrgenommen werden. In der Schweiz hat die Problematik in den letzten Jahren an Aufmerksamkeit gewonnen. Schon seit längerem beschäftigt sich auch die Ombudsstelle der Stadt Zürich mit dem Thema. Heute kämpfen Aktivist*innen, Kulturschaffende, Wissenschaftler*innen, und Menschenrechtsorganisationen unter der Allianz gegen Racial Profiling dagegen und tragen dazu bei, dass das Thema in der Öffentlichkeit präsent bleibt.

Woher kommen
die Kleider, die ich
heute trage?

Vertiefung:

Institutioneller Rassismus:

Stadt Zürich, Stadtentwicklung Zürich, Integrationsförderung: Rassismusbericht der Stadt Zürich 2009. Erster Bericht der interdepartementalen Arbeitsgruppe, Zürich 2009.

Stadt Zürich, Stadtentwicklung, Integrationsförderung: Wie geht die Zürcher Stadtverwaltung mit Rassismus um? Rassismusbericht 2022: Vorfälle, Umsetzungsbeispiele und Empfehlungen, Zürich 2022.

Rassistische Sprache und Bilder:

Susan Arndt, Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache: ein kritisches Nachschlagewerk, Münster 2021.

Racial und Ethnic Profiling:

Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger: Racial Profiling: Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand, Bielefeld 2019.

Ombudsstelle der Stadt Zürich (Hg.): Jahresbericht 2010, Zürich 2011.

Sklavereiabkommen:

Sklavereiabkommen von 1926.

https://fedlex.data.admin.ch/eli/cc/46/696_714_724

Moderne Formen der Sklaverei:

humanrights.ch: Moderne Formen der Sklaverei: ein Überblick.

<https://www.humanrights.ch/de/ipf/menschenrechte/wirtschaft/moderne-formen-sklaverei>

Amnesty International: The Dark Side Migration: Spotlight on Qatar's Construction Sector ahead of the World Cup, 2013.

Literatur zur Vertiefung, nach Ausstellungseröffnung erschienen:

Ashkira Darman, Bernhard C. Schär: Zürcher «Mohren»-Fantasien. Eine bau- und begriffsgeschichtliche Auslegung, ca. 1400–2022, Zürich 2023.

Schweizerische Eidgenossenschaft, Fachstelle für Rassismusbekämpfung: Grundlagenstudie zu strukturellem Rassismus in der Schweiz, Bern 2023.

SKLAVEREI BESTEHT FORT

DAS SKLAVEREIABKOMMEN VON 1926

Handel und Besitz von versklavten Menschen waren in vielen Ländern im Gesetz verankert. Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde erst der Handel und später auch der rechtlich legitimierte Besitz von versklavten Menschen in westeuropäischen Staaten und ihren Kolonialgebieten zunehmend infrage gestellt, bekämpft und verboten. Allerdings dauerten die Verschleppungen noch über hundert Jahre an. 1926 unterzeichneten 35 Staaten das «Übereinkommen betreffend die Sklaverei» des Völkerbundes. Darin verpflichteten sich die unterzeichnenden Parteien, «den Sklavenhandel zu verhindern und zu unterdrücken» und die Sklaverei in all ihren Formen abzuschaffen.

MODERNE FORMEN DER SKLAVEREI

Im Vergleich zur historischen Sklaverei, die rechtlich anerkannt und scharf definiert war, hat sich die Bedeutung des Begriffs heute ausgeweitet. Die Organisation humanrights.ch – Menschenrechte Schweiz spricht von moderner Sklaverei, «wenn eine Person zum Zweck der wirtschaftlichen Ausbeutung unter der Kontrolle einer anderen Person steht, die Gewalt- und Machtmittel einsetzt, um diese Kontrolle aufrechtzuerhalten». Somit ist der Begriff Sklaverei ein Überbegriff für verschiedene Praktiken, die eine Person in Situationen bringen, die sie aus eigener Kraft nicht mehr verlassen kann. Dazu zählen unter anderem wangsarbeit, Schuld-knechtschaft, Zwangsprostitution, Zwangsheirat und Menschenhandel.

Heute legitimiert rechtlich kein Staat mehr die Versklavung von Menschen, dennoch gibt es weltweit nach wie vor Formen von rechtswidriger, extremer Ausbeutung. Gemäss humanrights.ch leben heute weltweit 40 Millionen Menschen in Sklaverei und Zwangsarbeit.



Wanderarbeiter*innen aus Südasien bauen in Katar Stadien für die Männer-Fussball-WM. Sie werden wie Zwangsarbeiter*innen behandelt und aufgrund der katastrophalen Bedingungen – wie zum Beispiel zu wenig Wasser und Lebensmittel – sind bereits Tausende gestorben. (Bild: Keystone/EPA)

Rassistische Kunst und Begriffe im öffentlichen Raum:

In der Stadt Zürich gibt es verschiedene rassistische und koloniale Darstellungen. Im Niederdorf sind ein rassistisches Wandgemälde und Häusernamen zu sehen. Auch in anderen Teilen der Stadt lassen sich koloniale Spuren ausmachen. Folgendes Video mit der Historikerin Dr. Ashkira Darman zeigt die Problematik auf.

<https://youtu.be/TmRzoiUWH2Q>

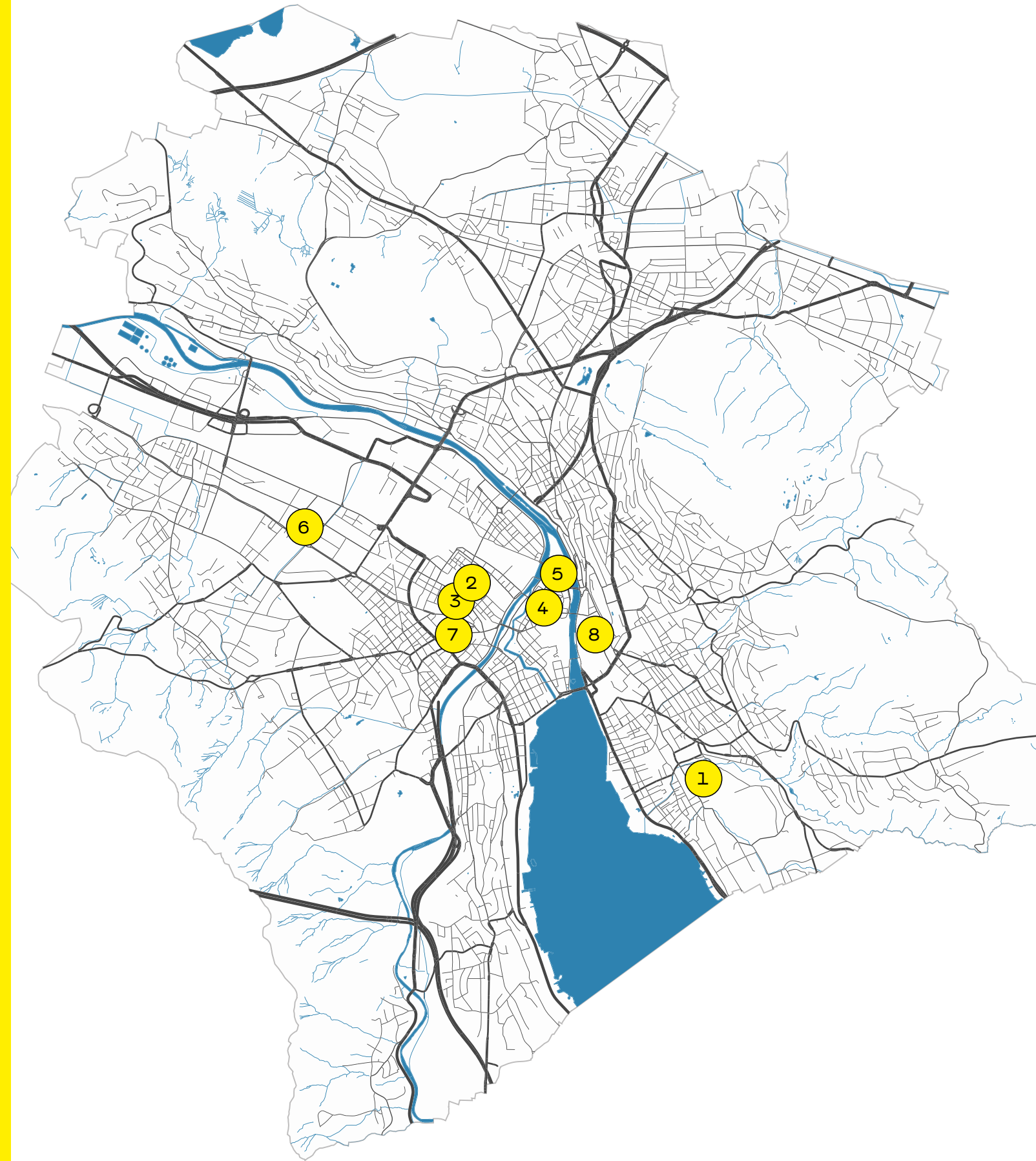
Weitere Informationen:

Projektgruppe Rassismus im öffentlichen Raum (PG RiöR): Möglichkeiten zum Umgang mit kolonialen Spuren im Stadtraum: Bericht der Projektgruppe RiöR zuhanden des Stadtrats, Zürich 2021.

https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/prd/Deutsch/Stadtentwicklung/Publikationen_und_Broschueren/Integrationsfoerderung/themen_a-z/Diskriminierungsbeakaempfung/M%c3%b6glichkeiten_zum_Umgang_mit_kolonialen_Spuren_im_Stadtraum_Ri%c3%b6R_3.2021.pdf

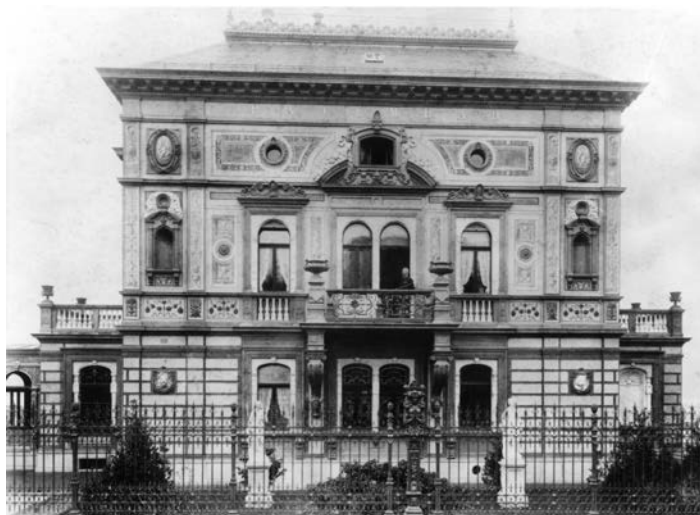
DIE WELT IN ZÜRICH

Der Kolonialismus veränderte nicht nur die Kolonien; Europa veränderte sein Gesicht ebenfalls, und damit auch Zürich. Der Kolonialismus schuf eine vernetzte Welt. Allerdings sind die Verbindungen zu den Kolonien oft nicht auf den ersten Blick sichtbar, sondern eher bei genauerem Hinsehen. Neue Produkte und neue Konsumgewohnheiten kamen nach Zürich; Zürcher*innen brachten Kapital, Gegenstände und Erfahrungen aus Kolonien – und manchmal auch Partner*innen und Kinder. Menschen aus Kolonien migrierten und migrieren noch heute nach Zürich. Sie brachten Ideen, Bräuche und neue Gewohnheiten hierher. Und sie kämpften um ihre Anerkennung.





An der Zollikerstrasse stehen viele Villen von sogenannten «Überseern» (ETH-Bildarchiv/Stiftung Luftbild Schweiz/Walter Mittelholzer)



Der Bauherr auf dem Balkon seiner Villa Patumbah (Bild: Baugeschichtliches Archiv)

1 VILLA PATUMBAH

Im Quartier Enge und im Seefeld gibt es zahlreiche prunkvolle Villen von Zürcher*innen, die in den Kolonien reich geworden waren. Bei den meisten ist dieser Hintergrund verhüllt. Anders bei der Villa Patumbah, bei der Bauherr Karl Fürchtegott Grob kein Geheimnis daraus machte. Der Tabakbau auf Sumatra hatte den Bäckerssohn aus Zürich innerhalb von 15 Jahren zu einem der reichsten Zürcher gemacht, allerdings auf Kosten von Mensch und Natur in Indonesien. Die Fassade des Hauses und das Innere verweisen auf Grobs Geschichte in Asien.

2 «EXOTIK» IM NACHTCLUB

In vielen Geschichten von *weissen Männern* aus den Kolonien fantasierten diese über die sexuelle Freizügigkeit von Frauen, denen sie begegneten. Diese Geschichten wirken bis heute nach, insbesondere auch bei der Sexarbeit. In Zürich wie auch anderswo in Europa präsentieren Nachtclubs und Bordelle asiatische und afrikanische Tänzerinnen und Prostituierte als «exotisch», «untergeben» oder «wild» und bedienen damit koloniale Fantasien. Das grosse finanzielle Gefälle führt dazu, dass es für die Betreibenden einfach ist, Frauen aus ökonomisch benachteiligten Ländern zu finden. In der Schweiz erhielten die Frauen von 1995–2016 eine Arbeitsbewilligung als Tänzerinnen. Diese aber zwang sie dazu, in der Sexarbeit zu bleiben, selbst wenn sie das nicht wollten, denn ein Branchenwechsel war mit einer solchen Bewilligung im Prinzip nicht möglich.



Männer betrachten eine «exotische» Tänzerin im oberen Stock des Cafés Odeon (Bild: Milou Steiner/Ringier Bildarchiv)

3 HELVETIAPLATZ

Der Helvetiaplatz steht nicht nur für die Kämpfe der Arbeiterschaft um Anerkennung ihrer Rechte, sondern auch für diejenigen der Migrant*innen um Anerkennung und Gleichberechtigung. Lange förderte die Schweiz mit dem Saisonnierstatut eine unmenschliche Politik gegenüber zugewanderten Arbeitskräften. Schweizer Unternehmen holten italienische und später andere südeuropäische Arbeiter*innen in die Schweiz. Sie sollten aber nicht bleiben – das Statut zwang sie dazu, spätestens nach neun Monaten wieder auszureisen. Diese Politik hat ihre Wurzeln in kolonialen Arbeitsregimes. Sowohl die Überführung schlecht bezahlter Arbeitskräfte aus anderen Ländern als auch die Angst vor Vermischung mit diesen Menschen sind ein koloniales Erbe. Doch manche Arbeiter*innen blieben, brachten Familien mit und trugen zur Vielfalt der Stadt bei.



Denkmal der Arbeit von Karl Geiser auf dem Helvetiaplatz (Bild: Baugeschichtliches Archiv)



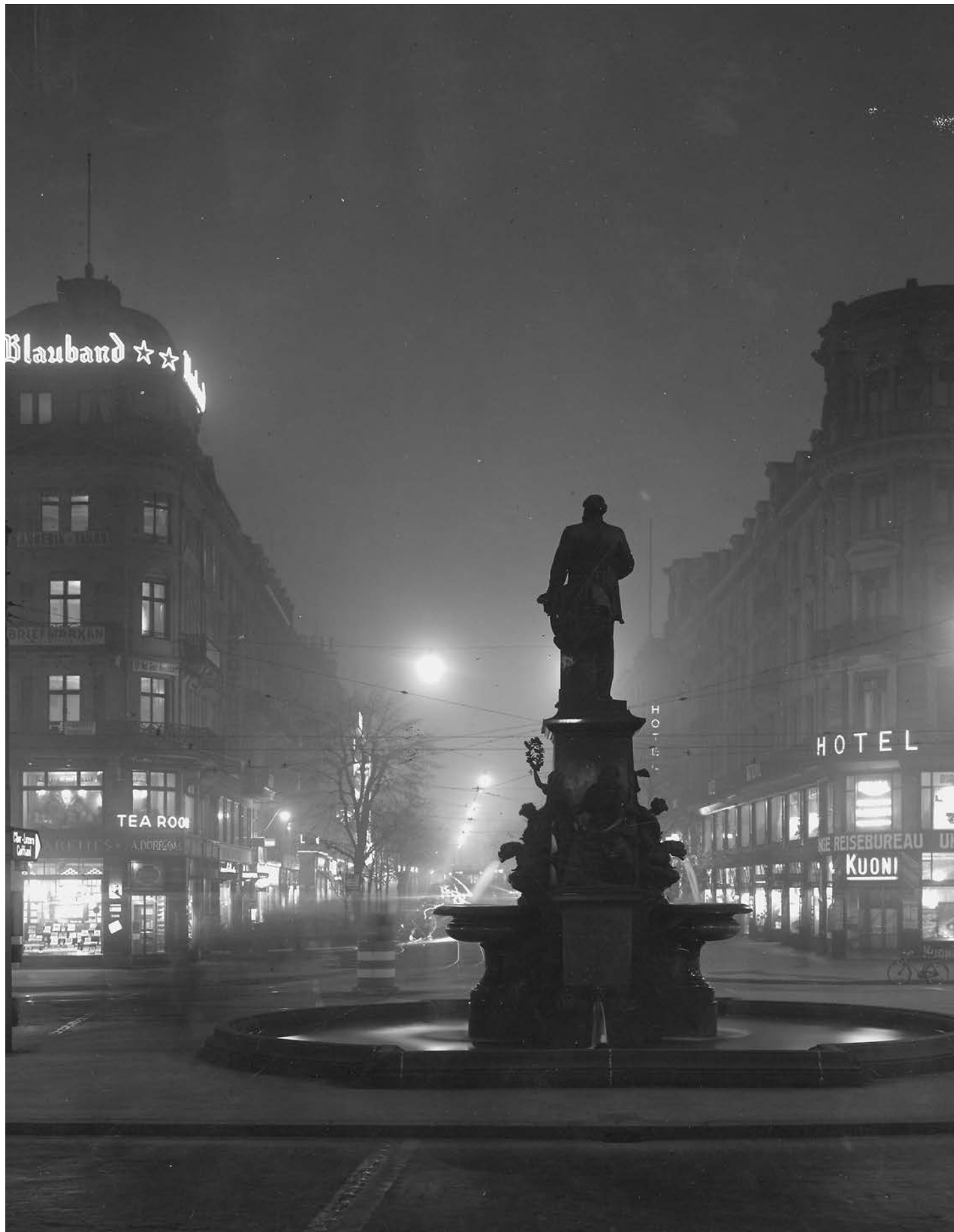
Solidaritätsdemonstration für Geflüchtete auf dem Helvetiaplatz, 2015 (Bild: Keystone/Dominic Steinmann)

4 ALFRED-ESCHER-DENKMAL

Das Alfred-Escher-Denkmal am Bahnhofplatz ehrt Escher als Eisenbahnpionier und als Bildungspolitiker. Doch immer wieder entzünden sich Diskussionen um das Monument. Denn Escher wird nicht nur als Eisenbahnpionier und als Vertreter des liberalen Zürichs gesehen, sondern auch als Beispiel für die Blindheit des Zürcher Kapitalismus gegenüber seinen menschlichen Opfern. Ein Grund dafür: Alfred Eschers Vater besass eine Plantage mit 87 Versklavten auf Kuba, und er hat die Sklaverei nie verurteilt. Ein weiterer Grund sind die vielen italienischen Arbeiter, die beim Bau des Gotthardtunnels starben. Alfred Escher war die treibende Figur hinter dem Bau des Tunnels.



Saisonarbeiter im Bahnhof Zürich, 1962 (Bild: Keystone/Photopress-Archiv/Joe Widmer)

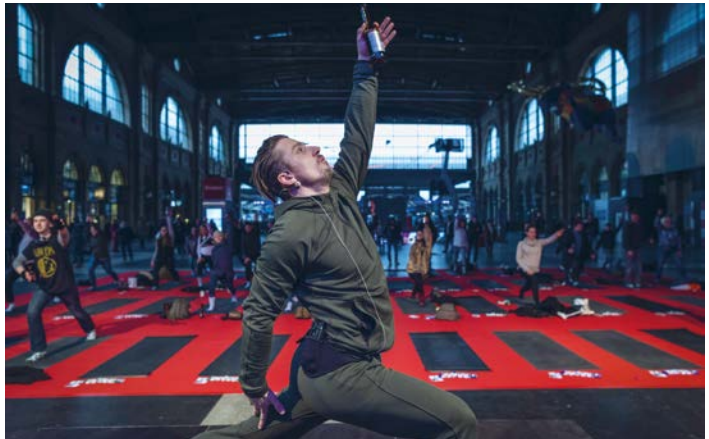


Alfred-Escher-Denkmal am Bahnhofplatz (Bild: Baugeschichtliches Archiv)

5 YOGA UND HOLI-FESTIVAL

Yoga hat eine lange Geschichte in Zürich. Sie führt zurück zur Lebensreform-Bewegung, also zu den «Hippies» von 1900. In der Bewegung spielten Philosophie und religiöse Praktiken aus Indien eine wichtige Rolle, allerdings in einer verzerrten Form: Indien und Asien allgemein wurden dabei häufig zu einem zeitlosen, mystischen Ort hochstilisiert, der als Gegenteil des Westens gelten kann, wo alles an seiner Zweckmässigkeit oder seinem Geldwert bemessen wird.

Heute ist Yoga im Westen ein Milliarden-Business. Die Bezüge zu Indien sind dabei weitgehend verschwunden, vor allem die religiösen. Ähnlich ist das beim «Holi-Festival of Colours», das unter anderem jährlich in Hüntwangen stattfindet. Inspiriert ist dieses Musikfestival vom traditionell hinduistischen Frühlingsfest Holi, bei dem auch viele Farben im Spiel sind. Westlichem Yoga und dem «Holi-Festival of Colours» ist gemeinsam, dass alte indische Traditionen kommerzialisiert werden, das Ursprungsland jedoch kaum einen Nutzen davon hat.



Bier-Yoga in der Bahnhofshalle Zürich
(Bild: Keystone/Melanie Duchene)



Holi-Festivals wurden in den letzten Jahren auf allen Kontinenten populär und kommerzialisiert. (Bild: Dreamstime)



Clubs und Stadien setzen mit Banner und Kampagnen ein Zeichen gegen Rassismus. (Bild: Keystone)

6 RASSISMUS IM FUSSBALLSTADION

Bei Sportveranstaltungen im Schutz der Masse tritt Rassismus oftmals ungefiltert hervor. Die Beleidigungen gegenüber Schwarzen Spieler*innen basieren oftmals auf stereotypen Bildern, die während der Kolonialzeit entstanden sind, und sie widerspiegeln, wie tief diese in der Gesellschaft verankert sind. So werden Schwarze Spieler*innen mit Bananen beworfen oder mit Affenlauten eingedeckt. Noch fehlt es an klaren Regelungen im Umgang mit rassistischen Beleidigungen im Sport.

WANDGEMÄLDE IM BAHNHOF WIEDIKON

In der Werbung werden häufig koloniale Klischees verbreitet und fortgesetzt. Ferne Orte werden exotisiert, um sie zu vermarkten. Schwarze Menschen werden in dienenden Rollen dargestellt. Asiatische und afrikanische Frauen werden sexualisiert. So trägt Werbung dazu bei, dass sich Vorurteile unbewusst in den Köpfen festsetzen.



Das Wandgemälde im Bahnhof Wiedikon zeigt eine koloniale Konsumwelt. (Bild: Baugeschichtliches Archiv)

SCHWARZENBACH KOLONIALWARENLADEN

Im Namen des Ladens im Niederdorf ist das koloniale Erbe zwar offensichtlich. Der Laden will damit aber die lange Tradition des Familienbetriebes in Zürich betonen. Gemäss eigenen Angaben ist das Geschäft bemüht, faire Preise zu zahlen, die auch wirklich bei den Produzent*innen ankommen.

Wie schwierig es allerdings ist, die Produktionsbedingungen zu ändern, zeigt das Beispiel des Tees aus Assam (Nordostindien). Die in der Kolonialzeit zugewanderten Familien von Tee-Pflücker*innen können ihren Kindern noch heute keine Aufstiegschancen bieten, weshalb sich die Abhängigkeiten seit der Kolonialzeit wenig verändert haben.

Vertiefung:

Allgemein:

Präsenz des Kolonialen in der Stadt Zürich:
Franziska Koch, Lea Pfäffli, Daniel Kurjaković:
The air will not deny you: Zürich im Zeichen einer anderen Globalität. Zürich 2016.

Villen im Seefeld:

Heimatschutzzentrum: Patumbah liegt auf Sumatra, Zürich 2022.

Andreas Zangger: Eine kleine globale Kartographie des Seefelds, in: Roger M. Buerger, Kathrin Meier-Rust (Hg.): Das Jacobs Haus, Zürich 2015. S. 70–90.

Aneignung indischer Kultur in Zürich:

Rohit Jain: Bollywood, Chicken Curry – and IT, in: Harald Fischer-Tiné, Patricia Purtschert (Hg.): Colonial Switzerland, Basingstoke 2015. S. 133–153.

Sexualisierung Schwarzer Frauen:

Paula Charles: Go, Josephine, go, 2. Aufl., Zürich 1993.

Allgemein: Geschichte Schwarzer Frauen in der Schweiz:

Zeedah Meierhofer-Mangeli, Shelley Berlowitz (Hg.): Terra incognita?: der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich, Zürich 2013.

Wandbilder Bahnhof Wiedikon:

Zürich Kolonial: Bahnhof Wiedikon

www.zh-kolonial.ch/stationen/bahnhof-wiedikon

Migration und Kolonialismus:

Rohit Jain: Der Schwarzenbach-Komplex geht uns alle an!, Neue Wege, 10, 2020, S. 5–12.



Schwarzenbach Kolonialwarenladen im Niederdorf
(Bild: Baugeschichtliches Archiv)

GEGEN BLINDE FLECKEN

Die Fakten zu den kolonialen Verflechtungen Zürichs und zur Beteiligung an der Sklaverei sind zum grossen Teil schon lange bekannt. Trotzdem ist das Wissen dazu in der breiten Öffentlichkeit erst sehr spät angekommen. Es brauchte zahlreiche Initiativen von Personen und Organisationen, um das Thema zur Sprache zu bringen.

Ebenso beim Rassismus: Lange war es sehr schwierig, Rassismus anzusprechen, denn die Betroffenen stiessen meist auf Unverständnis. Wie sich versklavte Menschen nicht einfach ohne Widerstand ergaben, leisteten von Rassismus betroffene Menschen stets Widerstand. Durch die langjährige Arbeit von Aktivist*innen und Vereinen, durch Workshops und künstlerische Interventionen, durch Bücher und Artikel verändert sich das Bewusstsein für Rassismus allmählich – auch wenn noch viel zu tun ist.



Die Demonstration gegen Rassismus im Juni 2020 in Zürich mit über 10 000 Menschen (Bild: Yasmin Müller)

Gegen das kollektive Vergessen (Video)

In Zürich leben viele Migrant*innen von unterschiedlicher Herkunft und unter verschiedenen Umständen. Viele teilen eine Geschichte der Ausgrenzung und die Schwierigkeit, die eigene Stimme zur Geltung kommen zu lassen. Das Projekt «Schwarzenbach-Komplex» hat es sich zum Ziel gemacht, die Geschichte der Ausgrenzung aufzuarbeiten und damit eine vielstimmige und rassismuskritische Erinnerungskultur zu stärken.

► <https://vimeo.com/448499959>

Kunst gegen blinde Flecken

Auch im künstlerischen Bereich wird in der Schweiz Rassismus seit Jahrzehnten thematisiert. Einen Beitrag finden Sie auch in dieser Ausstellung von Yvonne Apiyo Brändle-Amolo. Ein weiteres aktuelles Beispiel ist die Performance der Schauspieler*in Ntando Cele. Mit dem Stück «Go Go Othello» stellt sie die Frage: «Wenn Schwarze Schauspieler*innen nicht einmal Othello spielen dürfen, auf welches Engagement sollen sie dann hoffen?» Auch das Stück «Bullestress» von Fatima Moumouni nimmt den Umgang von Betroffenen mit Rassismus auf. Kader Attia machte mit der Installation «Remembering the Future» im Kunsthaus Zürich die koloniale Vergangenheit Europas zum Thema.

Ein offener Brief von 60 Schwarzen Kulturschaffenden aus der ganzen Schweiz aus dem Jahr 2020 zeigt aber, dass Rassismus in der Kulturbranche noch immer präsent ist. Der Brief fordert die kulturellen Institutionen der Schweiz dazu auf, rassistische Strukturen im Kunstbetrieb abzubauen und Schwarze Künstler*innen proaktiv zu unterstützen.

Aufarbeitung der Adoptionen aus Sri Lanka

Von den 1970er- bis in die 1990er-Jahre wurden in der Schweiz fast 900 Kinder aus Sri Lanka grösstenteils illegal adoptiert. Ein Bericht der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) vom Februar 2020 zeigt, dass Bund und Kantone damals systematisch wegschauten. Es sind Betroffene selbst, die dafür kämpfen, diese Fälle heute aufzudecken. Sarah Ineichen gründete dazu den Verein «Back to the Roots». Der Bundesrat war damals über die Missstände durch diplomatische Kanäle informiert, unternahm aber nichts, um den Menschenhandel zu stoppen. Postkoloniale Verhältnisse und Denkmuster prägten die Adoptionsverfahren und trugen zur Duldung durch die Behörden bei. Im Mai 2022 hat der Bundesrat Unterstützungsgelder zugesprochen.

Filmausschnitt «Je suis Noires» (Video)

Das beharrliche Engagement von Organisationen und Aktivist*innen für die Thematisierung von Rassismus in der Öffentlichkeit hat dafür gesorgt, dass sich immer mehr betroffene Stimmen Gehör verschaffen und den strukturellen Rassismus zur Sprache bringen können. Für viele Betroffene bedeutet die Auseinandersetzung mit Rassismus und Kolonialismus auch eine Identitätssuche.

Auch Rachel M'Bon, eine schweizerisch-kongolische Journalistin, machte sich auf die Suche nach ihrer doppelten Identität als Schweizerin und Schwarze Frau. Gemeinsam mit der Filmemacherin Juliana Fanjul öffnet sie in «Je suis Noires» eine Tür zu sechs Protagonistinnen. Jede von ihnen hat einen Hintergrund, der ihren eigenen Weg zur Befreiung widerspiegelt.

► <https://youtu.be/-9sleSkJInY>

Bewegungen in Zürich

Das Schicksal George Floyds, der 2020 von einem amerikanischen Polizisten getötet wurde, hat weltweit Menschen bewegt. Die Black-Lives-Matter-Bewegung und die Ereignisse des Sommers 2020 haben dem Kampf von Schwarzen und People of Color gegen Rassismus Auftrieb gegeben. Doch die Anfänge dieses Widerstands gehen schon auf die Kolonialzeit zurück. Vor allem seit den 1970er-Jahren engagieren sich antirassistische Bewegungen in der Schweiz. In den vergangenen Jahren haben sich viele neue Gruppierungen gebildet, die den Rassismus in Zürich bekämpfen.

Liste Gruppierungen

Im Folgenden sind einige Gruppierungen aufgelistet, die sich gegen Rassismus engagieren. Die Liste ist nicht vollständig. Die Liste wurde vom Kuratorium zusammengestellt und umfasst bekannte Organisationen und Gruppierungen im Raum Zürich, die sich gegen Rassismus einsetzen.

AFMD African Foundation for Migration and Development

Eine internationale Plattform für die Ausarbeitung und Umsetzung von Diaspora und afrikanischen Entwicklungsangelegenheiten mit Fokus auf Unternehmertum, Ernährungssicherheit, Gesundheitswesen und Kulturdialog.

African Diaspora Council of Switzerland

Eine nationale Plattform für alle Afrikaner*innen, die in der Schweiz leben: für eine starke Stimme im nationalen Geschehen und in der Politik fördert sie gleichzeitig das Engagement der Diaspora für die Entwicklung Afrikas.

Allianz gegen Racial Profiling

Zusammenschluss von Aktivist*innen, Kulturschaffenden und Wissenschaftler*innen of Color.

ASAZ – African Students Association of Zurich

Its primary aim is to represent African students at academic institutions of higher education in Zurich.

Autonome Schule Zürich

Ein Projekt gegen Rassismus und Ungerechtigkeit.

Baba News

Online-Magazin für Schweizer*innen mit Wurzeln von überall. Sie berichten direkt aus dem Inneren einer multikulturellen Community.

BIPoC.WoC

Das Netzwerk setzt sich gegen Rassismus ein.

Bla*Sh

Netzwerk Schwarzer Frauen und non-binärer Personen in der Deutschschweiz.

Café Social Zürich

Seit November 2020 treffen sich BIPoC-Sozialtätige (Black, Indigenous und People of Color) im Café Social im Raum Zürich.

Decolonize Zurich

Ein Kollektiv von Aktivist*innen, das koloniale Zusammenhänge aufzeigt und gemeinsam dekoloniale Strategien erprobt – «from postcolonial theory to action».

Diversum

Ein Verein für Menschen, die wegen ethnischer Zuschreibungen von alltäglichen, institutionellen oder anderen Formen von Rassismus betroffen sind.

Exit Racism Now!

Allianz verschiedener Organisationen und Institutionen in der Schweiz, die ein Ende von Rassismus in der Schweiz fordern.

INES – Institut Neue Schweiz

Ein Think & Act Tank mit Migrationsvordergrund an der Schnittstelle von Wissensproduktion, öffentlichem Diskurs und sozialem Handeln – für alle, die hier sind und noch kommen werden.

Kollektiv Vo da.

Mit unterschiedlichen Projekten werden Diskriminierung und Rassismus in der Schweiz konsequent benannt. Unter @mirsindvoda.ch wurde eine Plattform gegründet, die sich darum bemüht, den Stimmen von Rassismusbetroffenen mehr Gehör zu verschaffen und so die Selbstermächtigung und die Sensibilisierung in der Gesellschaft in Bezug auf Rassismus weiter voranzubringen.

Linke PoC

Selbstorganisierter Antirassismus aus der Schweiz: Sie setzen sich ein gegen Rassismus, Sexismus, Homo-, Trans- und Islamfeindlichkeit sowie Antisemitismus.

MaSaNo

Maison des Savoirs Noirs ist ein Verein, der ausgehend von der Perspektive darkskinned Schwarzer Frauen das Ziel verfolgt, Schwarzes Wissen und Schwarze Erfahrungen in allen Bereichen zu fördern, sichtbar zu machen und zu verbreiten.

Neue Schweizer Medienmacher*innen

Sie setzen sich ein für eine reflektierte, antirassistische Berichterstattung und für mehr Medienschaffende mit Migrationsgeschichte.

RAKSA – Rassismuskritische Soziale Arbeit

Das Netzwerk setzt sich für eine rassismuskritische soziale Arbeit in Lehre und Praxis ein.

Sankofa – Plattform für Menschen afrikanischen Erbes

Eine Plattform zur Unterstützung und Förderung von afrozentrischen Projekten, um den Dialog und das kulturelle Bewusstsein von Menschen afrikanischen Erbes zu stärken. Es ist eine Gemeinschaft engagierter Schwarzer Menschen verschiedenen Alters, die ideologische, religiöse, kulturelle sowie nationale Schranken überwunden haben, um sich zu treffen, zu diskutieren, zu feiern und das gemeinsame afrikanische Erbe zu fördern.

Solinetz

Mit verschiedenen Projekten trägt die Freiwilligenorganisation zur Verbesserung der Lebensbedingungen von mehreren hundert geflüchteten Menschen im Raum Zürich bei.

TESORO

Verein für die Aufarbeitung des Leids illegalisierter migrantischer Familien mit Saisonier- und Jahresaufenthaltsstatus.

Zürich Kolonial

Verein, der aus dem akademischen Umfeld der Geschichtswissenschaften in Zürich entstanden ist. Ziel ist es, ein breites Publikum mit einem Audioguide über die Kolonialgeschichte Zürichs aufzuklären.

Vertiefung:

Sabine Bitter, Annika Bangerter, Nadja Ramsauer: Adoptionen von Kindern aus Sri Lanka in der Schweiz 1973–1997: zur Praxis der privaten Vermittlungsstellen und der Behörden. Historische Analyse betreffend das Postulat Ruiz 17.4181 im Auftrag des Bundesamts für Justiz, ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Zürich 2020.

Black Artists and Cultural Workers in Switzerland.

 blackartistsinswitzerland.noblogs.org/post/2020/06/09/open-letter/

Ntando Cele: Go go Othello, Manaka Empowerment Prod., 2020.

Rachel M'Bon, Juliana Fanjul: Je suis noires, Akka Films und RTS Radio Télévision Suisse, 52 min., 2022.

Fatima Moumouni, Laurin Buser: Bulletstress, 2022.

SRF Schweizer Radio und Fernsehen SRF, 2022.

 srf.ch/news/schweiz/hunderte-betroffene-illegal-adoptierten-aus-sri-lanka-soll-endlich-geholfen-werden

Verein Archiv & Utopie.

 schwarzenbach-komplex.ch

«Die am meisten missachtete Frau ...»

Die Idee zu diesem Kunstwerk ist aus einem Workshop entstanden, den das Kuratorium mit verschiedenen Organisationen aus der Afro-Community in Zürich durchgeführt hat. Die Community sollte Raum erhalten, um sich in die Ausstellung einzubringen. Der Workshop wurde von Hannan Salamat (ZIID) geleitet. Davon ausgehend hat die Künstlerin Yvonne Apiyo Brändle-Amolo ein künstlerisches Konzept entwickelt, für das sie Stimmen aus der Community gesammelt hat.

«Die am meisten missachtete Frau ist die Schwarze Frau» – das Zitat von Malcolm X ist titelgebend. Das Kunstwerk wurde von einer Gruppe Afro-Schweizerinnen inspiriert, die sich unermüdlich für den Einbezug von Menschen afrikanischer Herkunft in die Ausstellung eingesetzt haben. Erzählungen Schwarzer Frauen über ihre Erfahrungen in der Schweiz und Worte, mit denen sie beschrieben wurden, flossen in die Artwork-Collage ein. Anhand von Extended Reality können sich die Ausstellungsbesucher*innen die Videoclips der Statements der Schwarzen Frauen zu diesen Erfahrungen ansehen. Yvonne Apiyo Brändle-Amolo wird diese Aussagen aufgrund der hohen Anzahl von Erzählungen, die sie erhält, regelmässig aktualisieren. Die Leiter symbolisiert die Tatsache, dass Schwarze Frauen ihre Ziele oft neben den Stufen erklimmen und am unteren Ende der Rassenhierarchie platziert werden.

1. Gehen Sie auf folgende Seite:

► <https://apiyo.ch/kunstaussstellung-blinde-flecken-in-zuerich/>

2. Klicken Sie auf die verschiedenen Schaltflächen unter der Collage, um die unterschiedlichen Aussagen der Schwarzen Frauen zu sehen.



Yvonne Apiyo Brändle-Amolo, Collage – Mixed Media Technik,
umweltfreundliche Farbe, recycelbare Stoffe und Materialien
200 × 77 × 42 cm
Bez. unten rechts: Apiyo Amolo, 2022
Entstanden 2022
Leihgabe an das Stadthaus Zürich

WIR SIND ALLE BETROFFEN

Kolonialismus war in der Schweiz lange kein Thema. Die Schweiz hatte damit nichts zu tun und das ist sowieso Vergangenheit, war der Konsens. Doch die Schweiz war am Kolonialismus beteiligt, und das wirkt bis in die Gegenwart nach. Alle sind davon betroffen, allerdings auf unterschiedliche Weise. In sechs Hörstationen kommen Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund zu Wort, die das Thema aus unterschiedlichem Blickwinkel aufgreifen.

Kann oder muss ich Verantwortung übernehmen für das, was meine Vorfahren gemacht haben, und wenn ja, wie kann ich das tun?

Leben in Zürich

Michelle Akanji, Co-Leiterin der Gessnerallee Zürich, erzählt von ihren Erfahrungen in Zürich und ihrem Berufsalltag.

Wenn ich sage, dass ich im Theater arbeite, meinen die Leute sehr oft, dass ich auf der Bühne stehe, Sängerin oder Schauspieler*in bin. Man kann sich nicht vorstellen, dass es Schwarze Theaterleiter*innen gibt, was ja eigentlich auch eine Form von strukturellem Rassismus ist.

Mein Name ist Michelle Akanji, ich bin 33 Jahre alt, Mutter von zwei Kindern, wohne in der Stadt Zürich und ich bin momentan Co-Leiterin vom Theaterhaus Gessnerallee, das auch hier in der Stadt Zürich ansässig ist.

Ich glaube, dass fast alle People of Color in dieser Gesellschaft rassistische Erfahrungen machen mussten. Ich ganz klar auch. Mich betrifft und beschäftigt aber struktureller Rassismus viel mehr, und damit meine ich klassische Formen von Ausschlüssen und von Unterrepräsentation. Zum Beispiel in der Bildung und in öffentlichen Ämtern, aber beispielsweise auch bei staatlichen Institutionen, wie bei der Polizei, wo Racial Profiling ein recht grosses Thema ist.

Weil der Zugang zu einer höheren Schulbildung in der Schweiz für People of Color erschwert ist, war ich im Gymnasium, aber auch später im Studium, oft die einzige oder eine von wenigen People of Color in meiner Klasse oder auch in grösseren Zusammenhängen. Ich konnte mich nicht widerspiegeln und hatte somit einerseits keine Vorbilder, aber auch nicht so viele Kommiliton*innen oder Mitschüler*innen, die in ihrer Kindheit, Jugend und ihren erwachsenen Leben ähnliche Erfahrungen gemacht hatten. Andererseits hatte ich umso mehr das Gefühl, immer gute Leistungen erbringen zu müssen, mich selber und auch andere übertreffen zu müssen oder dass ich eine Wegbereiterin sein und beweisen müsse, dass ich nicht einem ge-



Michelle Akanji war in der Gessnerallee bei Dimitri de Perrots immersivem Hörstück «Niemandesland» Zuschauende und Beteiligte zugleich. (Bild: Archphot)

wissen Stereotyp entsprechen. Das setzt einen sehr stark unter Druck, sowohl von aussen, aber auch von mir selber her setzte ich mich oft unter Druck.

Weil struktureller Rassismus existiert, hinterfrage ich oft meine eigene Position und frage mich: Ist es Zufall oder Glück, dass ich dort gelandet bin, wo ich jetzt bin? Und ich bin unsicher, ob es wirklich an meinen eigenen Fähigkeiten liegt oder ob ich durch Zuschreibungen zu der Rolle gekommen bin, die ich jetzt habe. Das setzt mich, und ich glaube auch ganz viele andere Leute, die solches erleben, unter Stress und es erzeugt recht viel Druck, dieser Rolle und diesen Erwartungen gerecht zu werden.

► **Leben in Zürich – Michelle Akanji**
<https://youtu.be/uYC6XYpdwq8>

Eine unerwartete Urgrossmutter

Die Tänzerin Stefanie Inhelder stiess in ihrer Familiengeschichte auf eine asiatische Urgrossmutter.

Wir wussten also eigentlich fast nichts, weil mein Grossvater nie darüber gesprochen hatte und auch mein Urgrossvater nicht mit meinem Vater gesprochen hatte. So ist es jetzt die erste Generation, also zwischen meinem Vater und mir, die darüber sprechen kann. Vieles konnten wir dank Historiker*innen im Nachhinein herausfinden.

Ich bin Stefanie Inhelder, bin in der Umgebung Zürichs aufgewachsen und arbeite im Bereich Darstellende Künste und Film.

Mein Vater machte vor ein paar Jahren einen Gentest. Dort sah er, dass in seinem Blut «ein Viertel Südostasien» ist. Danach begann er zu recherchieren und er stellte einen Stammbaum zusammen, der bis ins 13. Jahrhundert reicht.

Wenn man meiner Vaterlinie folgt – von meinem Vater zu meinem Grossvater zu meinem Urgrossvater –, dann haben diese weltweit kolonialisiert. Und zwar auf den Kontinenten Asien, Afrika, Südamerika und auch in Nordamerika. Mein Urgrossvater arbeitete zunächst als Plantagenassistent in Indonesien und mein Grossvater kam für eine Ausbildung in die Schweiz. Später ging er nach Brasilien..., was er dort gemacht hat, wissen wir nicht, und nochmals später ging er nach Südafrika – ich weiss auch nicht, was er dort gemacht hat. Mein Vater kam dann in Südafrika zur Welt, und dann in die Schweiz.

Ich glaube, der grösste Punkt war, dass mein Urgrossvater eine Frau hatte, die kolonialisiert wurde. Die in diesem Sinne gekauft wurde, was auch normal war zu dieser Zeit. Doch man erschrickt, wenn man plötzlich merkt, dass solche Dinge in der eigenen Familie passiert sind. Sie hatten drei Kinder, zwei Buben, der Bill und mein Grandpa, und ein Mädchen, Margrit. Die zwei Buben wurden für die Ausbildung in die Schweiz gebracht, in die Kantonsschule Trogen. Die Frauen sind danach in der Geschichte verschwunden. Wir wissen nicht,



An Lak, die Urgrossmutter von Stefanie Inhelder, vor ihrem Haus in Sumatra (Bild: Privatbesitz)

was später passiert ist und ob wir noch Verwandte in Indonesien haben.

Eigentlich sehr prägend war für mich zu realisieren, wie viel von dem – sagen wir kolonialem Denken – in mir drin ist: Wie ich aufgewachsen bin, welche Glaubenssätze ich von meiner Familie mitbekam, wie wichtig es ist, auch aus der Perspektive vom Privileg oder auch von den Tätern, in dem ganzen Prozess zu reflektieren, was koloniales Denken ist und wie es uns heute beeinflusst. Ganz konkret war für mich die grösste Erkenntnis, dass Rassismus eigentlich nur im Zusammenhang mit Kolonialisierung existiert. Dass der Begriff Rassismus und Kolonialisierung zusammengehören. Und ich begann zu lernen, dass Rassismus ein Teil von uns ist und ein Teil von unserer Gesellschaft. Und sich dieser im grossen Stil auch nicht verändert, ohne dass wir ihn bei uns selber sehen.

► **Eine unerwartete Urgrossmutter – Stefanie Inhelder**
<https://youtu.be/g3chuoWLxkA>

Tourismus und Kolonialismus

Stephan Roemer, Inhaber und Geschäftsführer von Tourasia, spricht über die kolonialen Aspekte des Tourismus.

Für mich ist das Horrorbild der Tourist, der in seinen Touristenkleidern oder in einer Touristenuniform mit dem Fotoapparat irgendwo in einem lokalen Dörflein steht, und um ihn herum stehen ein paar Locals, die nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollen. Das ist für mich das Horrorbild.

Mein Name ist Stephan Roemer. Ich bin Geschäftsführer von Tourasia. Und wie es der Name sagt, sind wir ein Reiseveranstalter, in unserem Fall auf Asien spezialisiert.

Also für mich ist ein Tourist nicht gleich Tourist. Ein Tourist kann ein sehr gern gesehener Gast auf Zeit in einem Land sein, der einem Land auch Einkommen bringt, welcher der Bevölkerung Bereicherung bringt. Aber er kann auch ein Kolonialist auf Zeit sein, der die Bevölkerung ziemlich sicher mehr kostet, als er ihr bringt. Ein Tourist braucht etwa 300 Liter Wasser pro Tag. Das ist für uns in der Schweiz eine Selbstverständlichkeit. Wir haben Wasser, fast im Überfluss. Wir haben sauberes Wasser, unsere Wasserversorgung ist gewährleistet, unsere Abwässer werden gereinigt. Unter Umständen ist aber Wasser in einem Land ein sehr kostbares Gut, und es zählt jeder Liter. Das Wasser muss unter Umständen von weit hergebracht werden. Das Wasser ist vielleicht auch viel teurer, als wir das hier von der Schweiz her kennen. Genau wegen der Bedingungen, dass es vielleicht aufwendig gereinigt oder gewonnen werden muss.

Oft sind auch möglichst günstige Pauschalreisen verdächtig. Ich kann für 399 Franken eine Woche lang irgendwo hingehen. Da kann ich sagen, dass das kaum realistisch ist, aber sicherlich nicht nachhaltig. Wenn wir nur schon mit einem einstündigen Flug rechnen, was dieser wegen des Treibstoffs kostet, umgerechnet auf den Sitz, plus Gebühren et cetera. Es wird kaum realistisch sein, dass sich dies mit den Kosten decken lässt. Geschweige ein Hotel. Hier geht es dem Hotel meistens nur darum, dass es ein Zimmer belegen kann



Das Bild von exotischen Ländern, das in der Kolonialzeit entstanden ist, lässt viele Tourist*innen in asiatische und afrikanische Länder reisen. Dabei ist nur wenig Bereitschaft zur Anpassung vorhanden, obwohl die lokale Bevölkerung oft einen Teil der Faszination darstellt. (Bild: Dreamstime)

und darauf zu hoffen, dass dieser Tourist zusätzlich im Hotel konsumiert und so dem Hotel an die Infrastruktur oder an die Kosten bezahlt. Doch das ist nicht nachhaltig. So helfe ich der Bevölkerung nicht, und auch der Umwelt helfe ich nicht.

Ein weiterer Aspekt, der immer in den Kolonialismus – in den modernen Reisekolonialismus – führt, ist folgender: Bewege ich mich ausschliesslich in Ketten von internationalen, multinationalen Hotels und bringe ich meinen Touristendollar in die Hotels, von denen dann internationale Ketten profitieren oder bin ich auch bereit, unter Umständen lokal zu übernachten und so einen direkten Beitrag an die Lokalbevölkerung zu leisten?

► **Tourismus und Kolonialismus – Stephan Roemer**
<https://youtu.be/pQuJ4yBpjBc>

Rohstoffhandel

Andreas Missbach, Geschäftsleiter von Alliance Sud, zeigt auf, wie wenig sich im Rohstoffhandel seit der Kolonialzeit verändert hat.

Ein solches Bild, von einem solchen Schacht, einer Goldmine, der im Boden versinkt und schwarz wird: Das ist der Weg, auf dem wir momentan sind, und dort unten sind die Menschen, an die wir nicht denken – und das ist das, was wir verändern müssen.

Mein Name ist Andreas Missbach, ich bin Sozialwissenschaftler und Geschäftsleiter von Alliance Sud. Alliance Sud ist das Kompetenzzentrum der Schweizer Entwicklungsorganisationen, internationale Zusammenarbeit und Entwicklungspolitik.

Ich konnte kürzlich den Weg des Goldes verfolgen. Es gibt sehr viele Länder in Afrika, wo Gold produziert wird, doch ich war in Tansania. Die Bedingungen im dortigen nationalen Bergbau sind absolut verheerend. Es sind ungeschützte Löcher, die bis zu 100 Meter tief in den Boden gehen, die Menschen von Hand gegraben haben. Junge Männer gehen dann ungeschützt, ohne jegliche Sicherheitseinrichtungen, ohne Instrumente, runter in diese Löcher. Dort graben sie während ca. sechs Stunden Erz, welches von Hand von anderen Leuten hochgezogen wird, dann werden diese Säcke von Hand an den Fuss des Hügels getragen. Dort sind Frauen, die es von Hand kleinschlagen. Der Sand, der durch das zerbrochene Erz entsteht, wird gewaschen und am Schluss mit Quecksilber vermischt, das ein hochgiftiges Nervengift ist. Dann entsteht ein Amalgam, das ganz wenig Gold drin hat. Und in diesem Amalgam wird dann über offener Flamme das Quecksilber wieder verdampft. Vor allem diese Quecksilberdämpfe sind extrem giftig.

So, das ist dann das Gold: In Tansania gibt es einen Goldmarkt, meistens mit zwei bis drei Zwischenhändlern. Dann wird es von dort nach Dubai verkauft. In Dubai kaufen es Raffinerien, diese reinigen das Gold und erhöhen den Wert, also den Goldanteil. Und von Dubai aus wird es weltweit vertrieben und landet dann möglicherweise auch in der Schweiz. Man schätzt, dass bis zu zwei Drittel der Minenproduktion in der Schweiz geschmolzen werden. Ausgehend von diesen Schweizer Raffinerien landet das Gold beispielsweise am Paradeplatz in den Kellern und Tresoren der Weltgrossbanken.



Das Loch in der Kupfer- und Kobaltmine von Kamatanda in der Demokratischen Republik Kongo führt 30 bis 40 Meter in die Tiefe. Die Arbeiter müssen ohne Seil oder Leiter hinabsteigen. (Bild: Keystone VII Photo)

Etwas vom absolut Wichtigsten, was die Schweiz kann und machen muss, ist die Änderung ihres Steuergesetzes. Die Schweiz ist ein Hort für Steuerflüchtlinge, die Schweiz hat sehr niedrige Steuersätze und lockt Unternehmen an, die Gewinne in der Schweiz versteuern, welche sie aber in anderen Ländern gemacht haben, welche sie im Globalen Süden gemacht haben und die eigentlich dort versteuert werden sollten, damit diese Länder die Möglichkeit haben, mit diesen Steuergeldern ihre Infrastruktur zu verbessern, Schulen zu bauen, Spitäler zu bauen et cetera.

Mich treiben die globale Ungleichheit und das Schicksal von Menschen an, die einfach nicht die gleichen Chancen haben, die noch so viel strampeln, tun, arbeiten und kämpfen können, wie sie wollen, und dennoch gehen sie hungrig ins Bett. Eine Welt mit so grossen Unterschieden ist keine Welt, in der ich in Ruhe leben könnte.

► **Rohstoffhandel – Andreas Missbach**
<https://youtu.be/g2feXaMo9LU>

Migrantin der ersten Generation

Zeedah Meierhofer-Mangeli erzählt von ihren Erfahrungen als Schwarze Frau im Zürich der 1980er-Jahre.

Ich war sehr sichtbar als Schwarze Frau, die immer wieder was zu sagen hatte, sich überall eingemischt hatte, unbequem war, frech war.

Ich heisse Zeedah, bin Kenianerin. Sage aber immer, dass ich Zürcherin bin und gern Zürcherin bin. Ich wohne schon viel länger in Zürich, als ich in Kenia gewohnt habe. Ich bin eine Fachfrau für Leadership, Frauen in Führung und Frauensicherheit und Entwicklungsfragen.

Nach Zürich kam ich in den späten 70er-Jahren, 1979. Zürich war nicht so fremd, aber die Menschen waren ein bisschen fremd. Es war ganz klar, dass das eine andere Kultur ist, die Leute haben nach anderen Werten gelebt. Das war ein bisschen anders für mich. Ich war auch sehr jung. Ich fand ein Zuhause hier und ich fühlte mich wohl. Obwohl es dann doch Engpässe gab – es gab Unterschiede und es gab die Gespräche rund um Rassismus und den Alltag. Das waren auch Erlebnisse. Das waren auch Erfahrungen. Es gab nicht nur positive Erfahrungen, sondern leider auch die negativen.

Ich kam und hatte bis zu dem Zeitpunkt in dem Sinne noch keine Erfahrungen mit Rassismus gemacht, weil ich nicht Schwarz war. Ich war einfach zuhause. Ich war eine Tochter. Ich hatte verschiedene Identitäten und keine davon war eine Hautfarbe. Und diese Erfahrung, hierherzukommen und zu merken, alles, was ich war, alles, was Wert hatte in meinem Leben, alles, was ich geschätzt hatte, alles, was ich wusste: Dass ich eine Tochter bin, dass ich von den Grosseltern als Enkeltochter geliebt werde, dass ich Geschwister habe. Das alles wurde zunichtegemacht. Alles, was für die Leute rundherum zählte, war meine Hautfarbe. Das war sehr fremd, auch sehr verletzend, weil ich mich reduziert fühlte. Egal, was ich gesagt oder was ich gemacht habe, das wurde immer aus der Perspektive meiner Hautfarbe betrachtet und entsprechend behandelt.

Ich fühlte mich am Anfang ziemlich einsam. Ich brauchte die Frauen. Ich brauchte die Frauen-



Aus dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Austausch und gemeinsamer Stärke initiierte Zeedah Meierhofer-Mangeli in den 1990er-Jahren den Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich. Vorne links im Bild sitzt Dr. Verozian Mutile. (Bild: Gertrud Vogler/Schweizerisches Sozialarchiv)

räume, die Frauengespräche. Es war mir immer bewusst: Eventuell muss ich heute kämpfen. Eventuell begegne ich heute einem Idioten. Eventuell passiert mir das. Ich war einfach immer bereit, immer in Bereitschaft.

In Zürich sieht man verschiedene Leute, verschiedener Herkunft, verschiedener Hautfarbe, verschiedene Sprachen und das wird mehr wahrgenommen als in den 1970er-Jahren. Das ist jetzt eine andere Generation, die bestimmt. Es ändert sich, finde ich – und zwar positiv.

Es gibt so eine afrikanische Philosophie, sie heisst Ubuntu. Und Ubuntu bedeutet so viel wie, ich bin, weil du es bist und ohne dich gibt es mich nicht. Und unser Wert und unser Überleben ist voneinander abhängig und es kann nur miteinander sein.

► **Migrantin der ersten Generation – Zeedah Meierhofer Mangeli**
<https://youtu.be/le3VPK6aCuo>

Konsum

Pascal Herzog, Mitglied der Geschäftsleitung von ViCafé, erläutert die Schwierigkeiten, Kaffee nachhaltig und sozial gerecht herzustellen und zu transportieren.

Die Faszination Kaffee ist bei mir während des Studiums entstanden, nicht wegen des Kaffees, sondern weil ich mich mit dem Zwiebelmarkt in Indien und Pakistan befasst habe und ich es so spannend fand, wie Lebensmittel auf dieser Erde gehandelt werden. Die gigantischen Warenströme, die Richtung Osten, Westen, Süden, Norden fließen. Wir verstehen so wenig, was dort im Hintergrund läuft.

Ich bin Pascal Herzog. Ich bin ein Teil der Geschäftsleitung von ViCafé und bin insbesondere verantwortlich für den Kaffeeinkauf und die Rösterei.

Man stösst zwangsläufig auf koloniale Strukturen, wenn man in der Kaffeeindustrie unterwegs ist. Das beginnt damit, dass viele Kaffeeplantagen eine koloniale Geschichte haben. Diese sind teilweise immer noch in den Händen der ursprünglichen Besitzer, teilweise nicht mehr, teilweise haben sie die Hände gewechselt. Jede Farm hat ihre eigene Realität. In den allermeisten Ursprungsländern wird Kaffee nach wie vor von Hand gepflückt, dies braucht sehr viele Leute, die diesen Job machen.

Kaffee ist bei uns schlussendlich ein sehr alltägliches Luxusgut, wofür die Zahlungsbereitschaft vorhanden ist. Doch wir könnten nicht einfach den Kaffeepreis verdoppeln und die Leute würden ihren Konsum genau gleich halten, oder nicht zumindest eine E-Mail schreiben, dass es frech sei, dass der Kaffee so teuer geworden ist. Dies führt zu einem Kostendruck auf den Farmen, auf denen Kaffee produziert wird. Entsprechend kann es bei den Märkten, insbesondere wo Kaffee einen starken Rohstoffcharakter hat, und wo die Effizienz das Höchste aller Prinzipien ist, zu Ausnutzung kommen, weil die Verhandlungsmacht von den einzelnen Arbeiterinnen und Arbeitern relativ gering ist.

Grundsätzlich ist die Schwierigkeit im Kaffeeanbau, dass er sehr arbeitsintensiv ist – nach wie vor. Ich glaube, das grösste Problem in der Kaffeeindustrie ist das Anstellungsverhältnis: Wenn man zum Beispiel die Kaffeeplücker und Kaffeeplückerinnen nimmt, die zwar oftmals den gesetzlichen



Der Kolonialismus hat den Konsum in Europa grundlegend verändert. Viele Lebens- und Genussmittel werden in ehemaligen Kolonialländern produziert. Deren Herstellung und Transport sind auch heute noch von ausbeuterischen Strukturen geprägt. (Bild: iStock)

Mindestlohn erhalten, doch dieser gesetzliche Mindestlohn ist nicht ausreichend, um über eine gewisse Armutsschwelle herauszukommen.

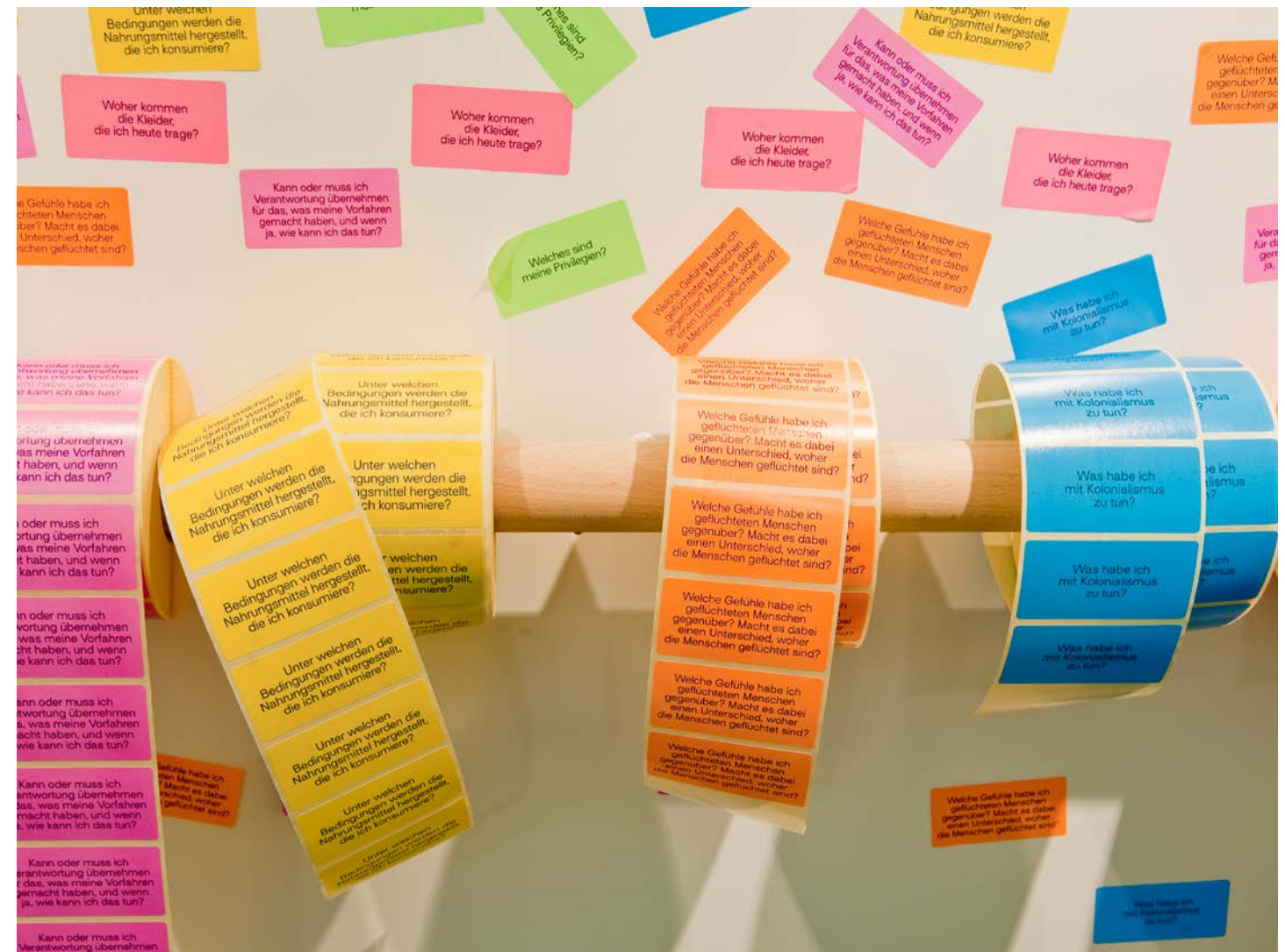
Die Herausforderung beim Konsum von Kaffee ist, dass die Wertschöpfungskette enorm lang ist und dass es als Konsument sehr schwierig ist, genau zu verstehen, woher der Kaffee kommt und wie die Leute innerhalb dieser Wertschöpfungskette behandelt wurden.

Eine riesige Herausforderung, nicht nur in der Kaffeeindustrie, sondern bei allen Gütern, sind zum Beispiel die Häfen. Aus meiner Sicht schaut man immer sehr stark auf die Farmen. Viele Labels setzen einen lachenden Bauern auf ihre Packungen, anstatt die Realität zu sehen, zum Beispiel in ostafrikanischen Häfen, wo Leute massiv ausgenutzt werden. Diese Leute haben nichts mit dem Bauerndasein zu tun, sondern müssen die Container bereitmachen, die später auf ein grosses Frachtschiff kommen.

► **Konsum – Pascal Herzog**
<https://youtu.be/GSOrutlMS5E>

PARTIZIPATION

In dieser Ausstellung begegneten die Besucher*innen immer wieder Fragen, die an sie persönlich gerichtet waren. Sie finden diese Fragen auch in der Publikation. Nehmen Sie sich Zeit, um sich darüber Gedanken zu machen. Die Fragen laden zur Reflexion ein und verbinden historische Kapitel mit Ihrer persönlichen Gegenwart. Das Thema Kolonialismus betrifft uns alle, und das Lernen rund um diese Thematik beginnt bei uns selbst.



(Bild: Michael Richter)

Welche Frage hat Sie am meisten zum Nachdenken gebracht?

Die Besucher*innen wurden dazu aufgefordert, die Frage, die sie am meisten beschäftigte, auszuwählen und an die Wand zu kleben und allenfalls mit jemandem im Umfeld über die Fragen zu sprechen. Die Sticker wurden auch für Workshops verwendet oder konnten mit nach Hause genommen werden.

Was können Sie tun?

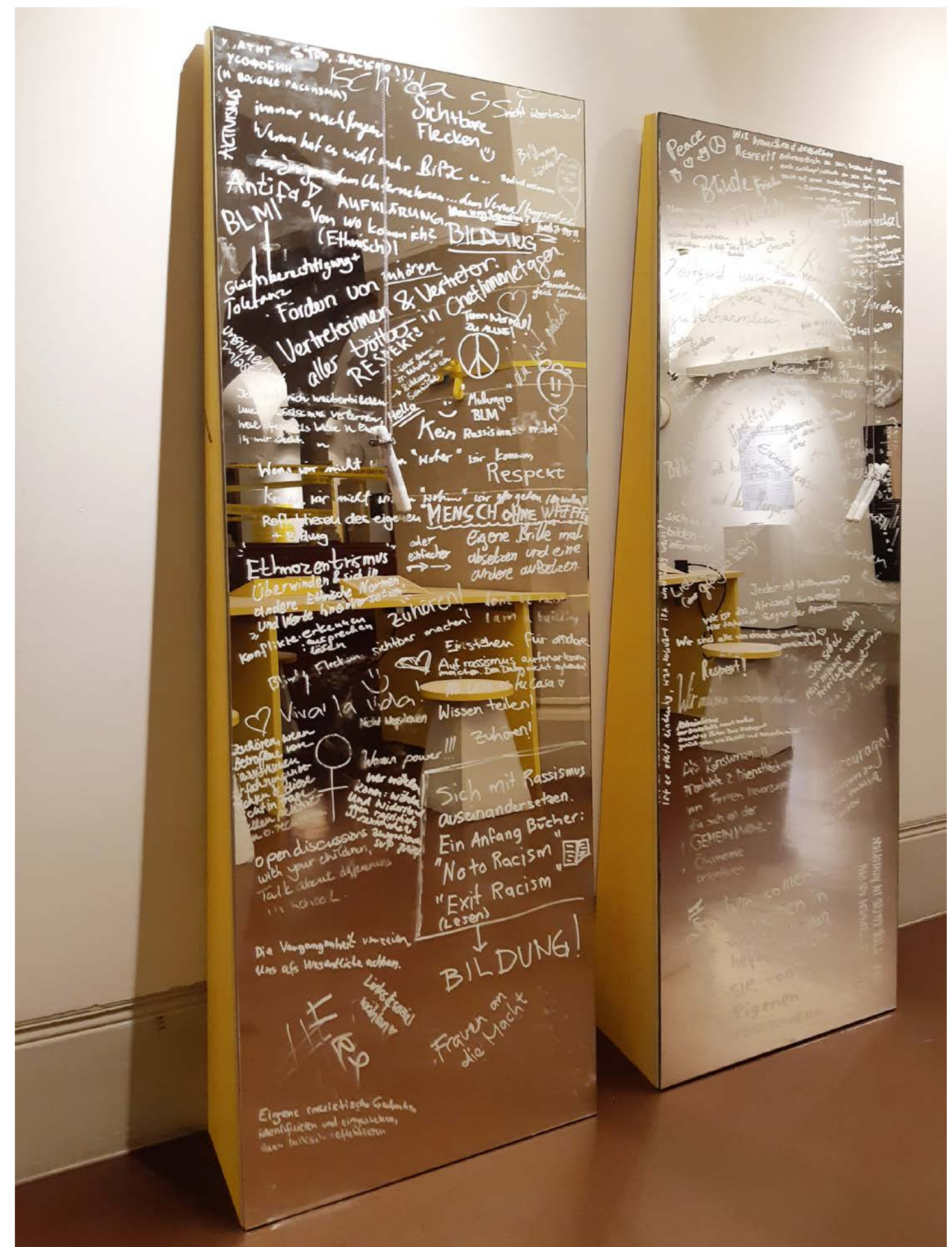
Unsere individuellen Erfahrungen stehen in einem gesellschaftlichen Zusammenhang. Wir sind nicht nur Betrachter*innen der Vergangenheit, sondern auch Akteur*innen in der Gegenwart und be-

einflussen die Zukunft. Die Besucher*innen wurden dazu aufgefordert, währenddem sie sich selber betrachteten, den Stift zu nehmen und auf den Spiegel zu schreiben, was sie ihrer Meinung nach tun können, um antirassistisch und gegen andere Nachwirkungen von Kolonialismus (ausbeuterische Handelsbeziehungen, Eurozentrismus et cetera) zu handeln.

Der respektvolle Dialog war uns dabei wichtig. Kommentare oder Passagen, die persönlichkeitsverletzend, rassistisch, diskriminierend waren und/oder geltendes Recht verletzten, wurden von der Stadt Zürich entfernt und dokumentiert. Es wurden nur sehr wenige unpassende Vorfälle gemeldet.

Die partizipativen Elemente der Ausstellung wurden intensiv gebraucht. Auf der Wand mit den Klebern entstand während der Ausstellungsdauer ein buntes, mehrlagiges Patchwork. Die Spiegelwand wurde für Diskussionen genutzt, Menschen reagierten aufeinander und schon bald war der Spiegel so voll, dass der Schwamm für neuen Platz sorgen musste. Auf den folgenden Doppelseiten sind einige Impressionen aus der Ausstellung zu sehen, insbesondere

auch die gelben Bänder, die zwischen den Säulen des Atriums und quer darüber gespannt waren. Sie lassen an Absperrbänder denken. Kolonialismus war von Gewalt geprägt, und durch Rassismus schuf er Grenzen und Barrieren, die bis heute nachwirken. Doch die Bänder symbolisieren auch die Verstrickungen von Zürcher*innen und städtischen Institutionen in der Kolonialzeit. Ebenso verbinden sie Orte und Zeiten, Geschichte und Gegenwart.

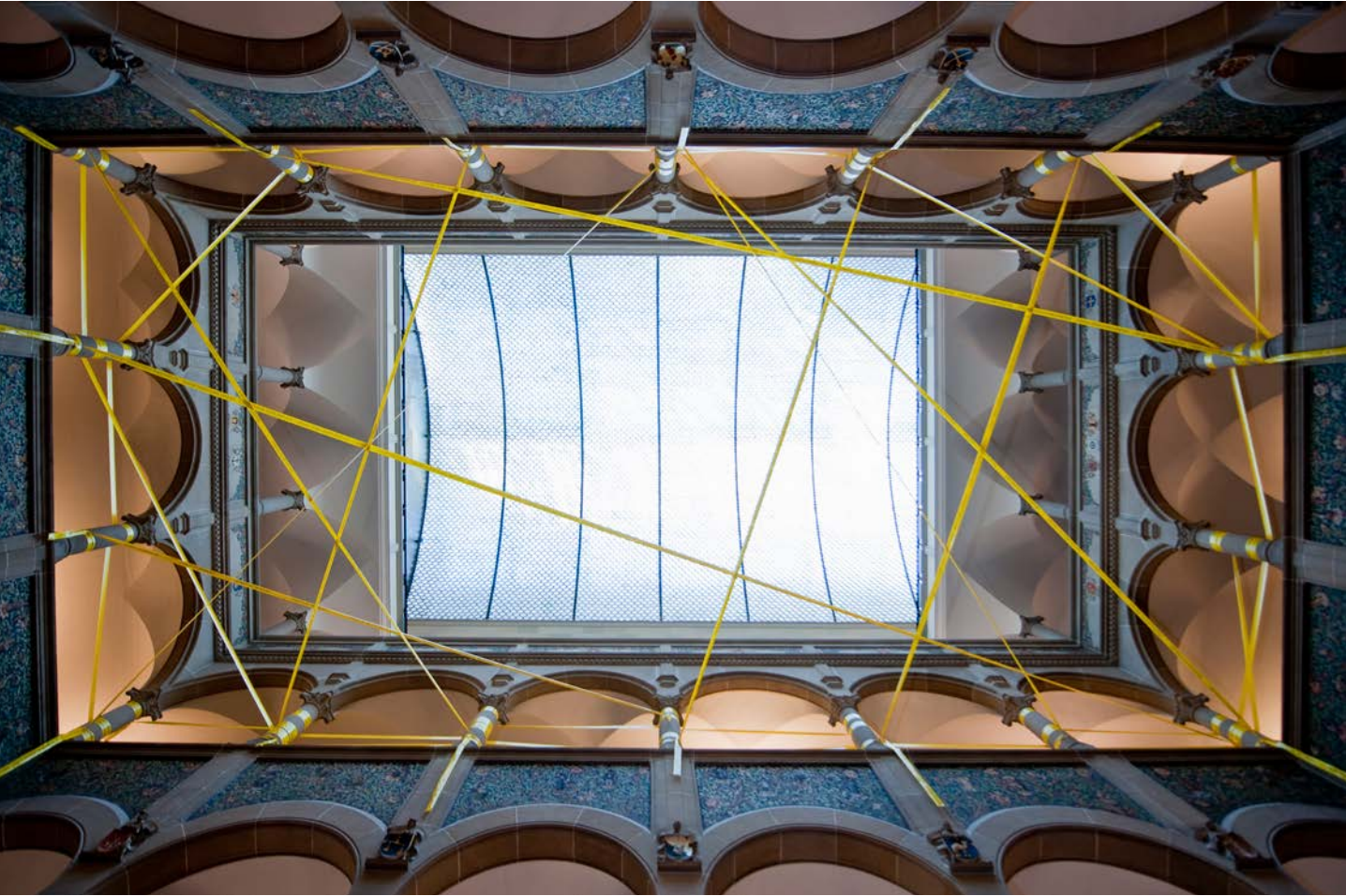




(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)



(Bild: Michael Richter)

Auszüge aus dem Gästebuch

Das Gästebuch wurde gut genutzt. Viele Besucher*innen hinterliessen Kommentare, teilweise sehr ausführliche. Die Ausstellung erhielt viel Lob, und manchmal auch Kritik.

Bedauert wurde insbesondere das Fehlen einer englischen oder französischen Übersetzung der Ausstellungstexte.

Koloniale Ausbeutung von Ländern und Menschen ist mitunter ein Grund weshalb Menschen aus ihrer Heimat flüchten müssen. Flucht und Migration ist kein Verbrechen, ~~dennoch~~ dennoch werden diese Menschen wie Verbrechen*innen behandelt. Aber der Staat lässt zu dass Unternehmen weiterhin Menschen und Länder ausbeuten. Das ist das Verbrechen!

Danke für die Ausstellung!
Da ich selbst auch einen "kolonialen" Hintergrund habe als Auslandschweizerin ist mir das Thema nahe und auch die Hilflosigkeit mit derer ich selbst konfrontiert bin, persönlich auch verächtlich zu sein, meinen rassistischen Vorurteile nicht grundlegend weglassen zu können und mich als Teil der Gesellschaft mitschuldig zu fühlen.

Vielen Dank, gute Ausstellung!

9.2.23

Heute waren wir mit der Klasse da. Wir haben sehr viel gelernt über Kolonialismus und Rassismus. Ich versuche etwas zu ändern!
Liebe Grüsse

Ausstellung sehr kreativ super gemacht!
Danke viel Mals für die Einladung

Super Ausstellung, gut wird dieses Thema ~~es~~ auch mal angesprochen

Was wir ~~ein~~ eindeutig: Geschichte bringt uns bei, dass und Geschichte nichts lehrt.

Venez de Leuchner pour voir cette exposition:
Bravo! Il faut que les gens, laissent un
Morceau de papier et les soient montés!

Please provide English translation! This is a really great and important exhibition.
It should be available to more people.
Thanks!

Impressionnant regard de Zürich sur elle-même.
Courageux. Merci et que d'autres villes s'y mettent!

Sehr gute Ausstellung!
Alle Menschen sind Gleich die Rechte und Positionen gegeben.
23. März 2023

Sehr eindrückliche Ausstellung, die am Ende Gewissensbisse verursacht.
23. März 23

Es wird meist versucht (wirtschaftliche Bedrohung von damals völlig neuem Erfinden) und die aktuelle Arbeitslosigkeit der (hohen) Gastarbeiter.
Aber es ist wohl nötig, dass sich auch Tüchtigen blicken einer Fragestellung schenken.
25.3.23

P.S. Sind wir heute viel besser, wenn wir billigen T-Shirts von ausgebeuteten Arbeitskräften aus Bangladesh kaufen?

Sehr gute und eindrückliche Bilder und Kommentare, Reflexion und Handeln ist zentral und kann das kritische Denken

11.04.
Tolle informative Ausstellung, gut aufgearbeitet und präsentiert, sehr ansprechend und definitiv interaktiv genug!

11.04.
Hammer!

Danke der Ausstellung weiss ich nun noch besser, was ich in der Schule lernen sollte, sehr beeindruckend. Danke P.
(haben wir, aber ich habe es nicht so gut verstanden...)

11.04. d.m.
Als eine mixed person finde ich diese Art von Ausstellung super. Die richtigen Fragen und Antworten werden gestellt und vor allem white people müssen sich mit ihrem white privilege auseinander setzen.
Ich selber habe, als schwarze Person, angefangen mich mehr ~~für~~ dafür einzusetzen und immer mehr „ungemütliche“ Gespräche mit meiner weißen Schweizer Familie zu halten.
Jetzt bin ich sogar an den Punkt gekommen, dass ich ~~an~~ sie ihrem rassistischen Denken bewusst gemacht habe und sie jetzt hier mit mir in dieser Ausstellung sehen und dies weiterverbreiten

KOMMENTAR

Wir haben vier Autor*innen um einen Kommentar zur Ausstellung gebeten. Asmaa Dehbi und Dina Wyler machen sich aus muslimischer/jüdischer Perspektive Gedanken zur Ausstellung und Paola De Martin tut dies aus ihrer Erfahrung als Tochter einer migrantischen Arbeiterfamilie. Schliesslich widmet sich Rohit Jain Fragen zum Thema Erinnerungspolitik, die sich der Stadt Zürich in kommender Zeit stellen könnten.

Asmaa Dehbi und Dina Wyler Jüdische und muslimische Perspektiven auf koloniale Verstrickungen der Stadt Zürich

Die Ausstellung «Blinde Flecken» und das begleitende Rahmenprogramm leisteten einen wichtigen Beitrag zur Sichtbarmachung der kolonialen Verstrickungen der Stadt Zürich und deren Auswirkungen bis heute. Der vorliegende Text geht der Frage nach, weshalb ein multiperspektivischer Ansatz und die Schaffung tragfähiger Allianzen bei der Aufarbeitung dieses Kapitels nicht nur sinnvoll, sondern dringend erforderlich sind für eine nachhaltige und umfassende Antirassismusbearbeitung.

Antimuslimischer Rassismus in der Schweiz

Die Anfänge des muslimischen Lebens in der Schweiz sind kaum dokumentiert. Es gibt vereinzelte Hinweise auf mittelalterliche Spuren sogenannter Sarazenen¹ im schweizerischen Alpenraum, wo sie häufig als «Heiden» oder «Barbaren», sporadisch auch als «Dunkelbraune» bezeichnet wurden. An diese stereotypischen Bilder wurde in späteren Epochen kontinuierlich angeknüpft: So wurden Musliminnen und Muslime im Zuge der Kreuzzüge als bedrohliche, aggressive und fanatische Gegner*innen konstruiert. Im Viktorianischen Zeitalter, das von Körper- und Sexualfeindlichkeit geprägt war, dienten muslimische Mehrheitsgesellschaften als Projektionsfläche für exotische Fantasien und Schwärmereien. Parallel zur kolonialen Expansion Europas entwickelte sich schliesslich die systematische und rassistische Beschäftigung mit dem «Nahen Osten» in Kunst, Kultur und Wissenschaft.² Nach dem 11. September 2001 erlebte der antimuslimische Rassismus eine deutliche Zunahme: An die Stelle von Romantisierung und Exotisierung sind Sicherheitsfragen und Debatten um religiöse Sichtbarkeit getreten. Diese prägten auch den politischen und medialen Diskurs in der Schweiz und kulminierten unter anderem 2009 in einem nationalen Minarettverbot. Auch das 2021 vom Schweizer Stimmvolk angenommene Verhüllungsverbot war von rassistischen Narrativen geprägt. Antimuslimischer Rassismus ist eine weit verbreitete Form von Rassismus in der Schweiz und reicht von verbaler Gewalt gegenüber Musliminnen und Muslimen in der Öffentlichkeit bis hin zu struktureller Diskriminierung, etwa bei der Einbürgerung, im Erwerbsleben oder bei der Wohnungssuche.

Antisemitismus in der Schweiz

Auch jüdische Personen waren und sind in der Schweiz systematisch von Diskriminierung betroffen. Bereits im Mittelalter mussten Jüdinnen und Juden Schutzgelder bezahlen. Zudem durften sie kein Land besitzen und sich nur in bestimmten Gebieten niederlassen. Als die Pest in Europa wütete, bezichtigte man die Jüdinnen und Juden, die Brunnen vergiftet zu haben. Die Folge waren Pogrome, Folter und Vertreibung. Auch die 1848 etablierte Bundesverfassung verweigerte den Jüdinnen und Juden den Status als vollwertige Bürger*innen und die damit einhergehende Rechtsgleichheit. Erst auf Druck aus dem Ausland wurde ihnen 1866 die Niederlassungsfreiheit gewährt. Dies wiederum förderte neue Ressentiments gegenüber den jüdischen Mitbürger*innen, die schliesslich 1893 in das beschlossene Schächtverbot mündeten – die erste Volksinitiative der modernen Eidgenossenschaft. Der Abstimmungskampf war von antisemitischen Äusserungen geprägt und verfolgte unter anderem das Motiv, die jüdische Zuwanderung aus Osteuropa zu bremsen. Die antijüdische Haltung fand einen neuen Höhepunkt in der Schweizer Flüchtlingspolitik während des 2. Weltkrieges mit der besonderen Kennzeichnung der Pässe deutscher Jüdinnen und Juden und der systematischen Verweigerung, diesen Asyl zu gewähren und sie somit vor dem sicheren Tod zu bewahren. Antisemitische Narrative halten sich in verschiedenen Formen und unterschiedlichen politischen Lagern bis heute und prägen viele gängige Verschwörungsmythen.

Parallelen religionsbasierter Diskriminierung

Zwar werden antisemitische und antimuslimische Ausgrenzungserfahrungen in bestimmten Räumen und Kontexten der schweizerischen Öffentlichkeit zunehmend thematisiert, doch finden diese Diskurse weitgehend getrennt voneinander statt und werden dementsprechend kaum aufeinander bezogen. Bei der Frage nach Parallelen zwischen antimuslimischem Rassismus und Antisemitismus geht es keineswegs um eine Gleichsetzung von Unrechtserfahrungen oder um eine sogenannte Opferkonkurrenz. Vielmehr geht es darum, ähnliche Funktionsweisen bei der Konstruktion der jeweiligen Fremdbilder herauszuarbeiten und nach Mustern zu suchen, wie Nicht-Zugehörigkeit von religiösen Minderheiten hergestellt wird. Beide Diskriminierungsformen basieren beispielsweise auf dem Narrativ eines wachsenden Einflusses, einer schleichenden Überfremdung oder gar Unterwanderung der Gesellschaft durch bestimmte Religionsgemeinschaften. Hinzu kommen stigmatisierende Vorstellungen von «Religion», die in einer tendenziell religionskritischen Öffentlichkeit häufig als inhärent inhuman, irrational, fanatisch und rückständig imaginiert wird. Zudem besteht das Bild, Jüdinnen und Juden sowie Musliminnen und Muslimen könnten Loyalität nur innerhalb der eigenen Kollektive aufbringen. Während der Antisemitismus in der Regel davon ausgeht, dass jüdisch gelesene Personen übermässig viel Macht, Intelligenz und Reichtum besitzen, ist der Blick des antimuslimischen Rassismus nach unten gerichtet: Als muslimisch wahrgenommene Personen werden in der Regel als unterlegen und bildungsfern konstruiert. Trotz der vielen Parallelen in den jeweiligen Diskriminierungserfahrungen werden jüdische und muslimische Gemeinschaften häufig als zwei sich gegenüberliegende Pole betrachtet. Dies geschieht bei Fragen rund um den Nahostkonflikt, aber ebenso, wenn der schweizerische, kontemporäre Antisemitismus als alleiniges Problem von muslimischen Zugewanderten externalisiert und damit zwischen «guten und bösen Fremden» unterschieden wird.

Allianzen und Pluralisierung von Erfahrung

Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus und Antisemitismus bilden wichtige Ansatzpunkte, um kolonialrassistische Nachwirkungen in der Gegenwart zu verstehen und aufzuarbeiten. Dennoch werden diese Perspektiven und ihre gemeinsamen Themen oft übersehen. Gerade in der Schweiz mangelt es an Aushandlungsräumen, die den Blick über die eigene jüdische oder muslimische Betroffenheit hinaus ermöglichen und eine Grundlage bieten, damit marginalisierte Personen neue Allianzen schaffen können. Denn erst in der gemeinsamen Aufarbeitung von individuellen und kollektiven Diskriminierungserfahrungen werden die darunter liegenden Muster und Kontinuitäten erkennbar. Durch die Pluralisierung dieser Erfahrungen, so die These, können kolonialrassistische Logiken der Einheitlichkeit und Eindeutigkeit aufgebrochen und die Möglichkeit geschaffen werden, sich als jüdische oder muslimische Person in der Schweiz verwurzelt zu sehen. Die neugeschaffenen Allianzen ermöglichen es zudem, noch unerschlossene Verbündete zu mobilisieren, die sich bis anhin aus ihren jeweiligen Positionen heraus engagiert haben. Erst im Austausch und bei der Öffnung innerjüdischer oder innermuslimischer Debatten kann gelebte Solidarität entstehen, beispielsweise indem sich marginalisierte Personen für Themen und Erfahrungen einsetzen, von denen sie nicht selbst unmittelbar betroffen sind.

Damit solche Allianzen in den zurzeit polarisierenden gesellschaftlichen und politischen Kontroversen langfristig bestehen können und nicht in Partikularinteressen verfallen, bedarf es einer konstruktiven Debattenkultur, welche Ambiguitäten aushält und nicht auf Einstimmigkeit abzielt. Um diese Aushandlungsräume kontinuierlich gestalten und am Leben halten zu können, braucht es jedoch vor allem Ressourcen. Die Ausstellung über koloniale Verstrickungen der Stadt Zürich leistete insofern wichtige Grundlagenarbeit und markiert damit hoffentlich nicht das Ende der Auseinandersetzung – sondern erst den Anfang.

Asmaa Dehbi ist Doktorandin und wissenschaftliche Assistentin am Schweizerischen Zentrum für Islam und Gesellschaft der Universität Freiburg mit Arbeitsschwerpunkt Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft, sozialpädagogische Professionalität und antimuslimischer Rassismus.

Dina Wyler ist Politologin und engagiert sich unter anderem als Stiftungsrätin beim Zürcher Institut für interreligiösen Dialog (ZIID) für einen multiperspektivischen Ansatz bei der Antirassismusbearbeitung und für eine plurale Schweizer Erinnerungskultur.

- 1 Sarazenen ist eine Sammelbezeichnung für Personen islamischen Glaubens, die im 10. Jahrhundert von ihren Festungen in Südfrankreich in das Gebiet der heutigen Schweiz vorstießen.
- 2 Diese ideologische Vereinnahmung von Regionen und Staaten insbesondere auf dem asiatischen und nordafrikanischen Kontinent durch die kolonialen Mächte, indem spezifische Bilder über «die Anderen» gesammelt, in einem Prozess der Naturalisierung und Kollektivierung homogenisiert und als objektiv gültiges Wissen hervorgebracht wurden, hat der Literaturwissenschaftler Edward Said 1978 mit dem Begriff «Orientalismus» geprägt.

Paola De Martin

Das Potenzial der Ähnlichkeit

Ich wurde von den Kurator*innen nach meiner migrantischen Aussenperspektive auf die Ausstellung «Blinde Flecken» gefragt. Endlich ist es möglich, öffentlich darüber nachzudenken. Ich erforsche diese Zusammenhänge auf verschiedene Arten – als Akademikerin, als ehemaliges migrantisches Arbeiterkind, als Gestalterin, Performerin und Aktivistin. Meine stille Reaktion auf die Anfrage war, dass das keine Aussenperspektive ist. Die Arbeiter- und Migrationsgeschichte der Schweiz ist so eng verwoben mit kolonialen Themen, dass man vielmehr von einer intimen Innenperspektive sprechen muss. Zwei Aspekte der Verwobenheit kommen in den Schautafeln der Ausstellung vor, immerhin, das hat mich gefreut. Erstens, die kolonialen Wurzeln des Saisonierstatuts, das von 1934–2002 das prekäre Überleben von migrantischen Arbeiterfamilien in der Schweiz aus dem ganzen Süden Europas bestimmte. Zweitens wird der eugenische Reflex von Auguste Forell und Eugen Bleuler thematisiert, aufgrund dessen sowohl Schwarze wie auch jüdische und italienische Migrant*innen als gefährlich für den Schweizer Volkskörper und als artfremd wahrgenommen wurden. Dies führte zu lang andauernden Diskriminierungen, denn Eugenik genoss eine breite Akzeptanz in der Schweiz. Die Verbindungen zwischen Arbeitsmigration und Kolonialismus bestehen also, das zeigen diese beiden Beispiele, und sie bestehen auch zu anderen sozialen Gruppen, die Diskriminierung erfahren haben, etwa zu den Opfern von fürsorglichen Zwangsmassnahmen, von Homo- und Transphobie, von Opfern des tiefen Hasses gegen Fahrende, geflüchtete Opfer einer unerträglich herabsetzenden Asylpolitik, bedrohte und ausgegrenzte Sans-Papiers, die vor existenziellen Notlagen in die Schweiz migrierten für ein besseres Leben ihrer Kinder.

Ich habe in verschiedenen Konstellationen begonnen, mit ihnen, den diversen Migrant*innen, über meine und ihre Diskriminierungen und Privilegien zu reden, immer wieder erkannten wir deutlich ihre Ursprünge in der kolonialen Vergangenheit. Aber trotz unseres Migrationsvorsprungs, wie Fatima Moumouni den selbstbewussten, postmigrantischen Zustand treffend bezeichnet, ist es nicht

einfach, eine Sprache zu finden, die die seltsam vertraute migrantische Innensicht auf einen der grössten blinden Flecken der Schweizer Geschichte auf den Punkt bringt. Denn natürlich waren wir Arbeitsmigrant*innen keine Kolonisierten. Viele Arbeiterfamilien mit Migrationsbezug, wie meine eine war, kommen sogar aus ehemaligen Kolonialmächten: Spanien, Portugal, Italien. Das hat kolonialrassistische Spuren hinterlassen, meist werden sie tabuisiert. Das Ganze ist widersprüchlich und komplex. Und doch ist es auch alltäglich und gewöhnlich.

Nach jahrelangen historischen Recherchen in den Archiven und unzähligen Gesprächen zwischen Arbeitsmigrant*innen und Nachfahren von ehemaligen Kolonisierten in der Schweiz würde ich die Komplexität vorläufig und vorsichtig wie folgt beschreiben: Migrantische Arbeiterfamilien wurden durch eine tief verankerte koloniale Haltung reflexartig schwarz-gemacht. Eine extrem rassistische schwarze Maske (narrisch, dumm, dreist, getrieben, falsch, dreckig, gierig, gefährlich) wurde ihnen auf ihre Haut geklatscht. Wie gut sie darauf haften blieb, hat mit der sozialen Lage, dem Bildungsstand und der physischen Erscheinung der Migrant*in zu tun (in meiner Familie haben jene Mitglieder eindeutig am meisten unter kolonialrassistischer Degradierung gelitten, die dunkle Haut, dunkle Augen und Haare hatten), und mit der Absenz von Schwarzen Menschen, die den Rassist*innen reflexartig als die ideale Zielscheibe ihres Rassismus dienen. Wir migrantischen Arbeiterfamilien waren wie lebendige Pappfiguren auf einem unsichtbaren Schiessplatz, auf dem anti-Schwarzer Rassismus unter dem Radar überlebt hat. Die koloniale Haltung in der Schweiz manifestierte sich uns gegenüber in Gesetzen (das ANAG, das Gesetz über den Aufenthalt und die Niederlassung der Ausländer von 1934–2002), Beschimpfungen (das T-Wort für italienische Migrant*innen, oft in Kombination mit dem N- und dem M-Wort geäussert, das auch Nicht-Italiener*innen treffen konnte), Belustigungen auf unsere Kosten (I bin en Italiano ...) und paternalistischen Belehrungen, wie wir Bemitleidenswerten es dank der Schweizer Mission zu etwas mehr Zivilisiertheit und Reichtum bringen würden, wenn

wir dieser Schweiz folgen würden (Integrationsförderung). Und viele wehrten sich, aber noch mehr gehorchten. Die ambivalente Werbefigur des weissen N- aus der Zwischenkriegszeit kommt mir in den Sinn, der weisse N-, der sich nichts sehnlicher wünscht, als dazuzugehören. Uns migrantischen Arbeiterfamilien wurde Zugehörigkeit zuerst jahrzehntelang per Gesetz verweigert (ich erhielt als Neugeborenes in Zürich den Landesverweis von der Fremdenpolizei) – dann wurde uns Zugehörigkeit von oben herab verordnet, oder vielmehr als schmeichelhaftes Geschenk präsentiert (Parade-Ausländer*innen, Lieblings-Migrant*innen). Den Preis dafür bezahlen Migrant*innen und Schweizer*innen of Color.

Gab es Widerstand? Ja. Aber unsere Spielräume waren äusserst beschränkt, auch wegen unserer blockierten Affekte. Unsere Erfahrungen erinnerten an historische Gewalterfahrungen von viel grösserem Ausmass: ein Schrecken, der tief in die Körper hineinfährt. Das Potenzial einer viel grösseren Gewalt, der man entkommen ist, bleibt für uns bis in die Knochen spürbar. Dieses Schreckenspotenzial macht Arbeitsmigrant*innen extrem fügsam. Migrant*innen sind – ich miteingeschlossen – aufgrund dieses Echos mit der Geschichte im Innersten verängstigt und dankbar, gleichzeitig. Dankbar, weniger schlimm getroffen worden zu sein, immerhin mit dem Leben davongekommen zu sein, dankbar arbeiten und sich darüber ausschweigen zu dürfen, welche historischen Dimensionen der Gewalt man erkennt und nicht aussprechen kann, weil wir keine gemeinsame Sprache dafür haben. Solange das koloniale Potenzial der Geschichte der Migration nicht aufgearbeitet wird, wird das auch so bleiben. Und solange darf die Schweiz weiter subkutan mit menschenunwürdigen rassistischen Gesetzen und Attitüden Menschen, die migrieren, zu Tode ängstigen und sich gleichzeitig mit einstudierter Gönnerpose ihrer Grosszügigkeit uns Migrant*innen gegenüber rühmen.

Es ist ein widerständisches Glück, dass wir begonnen haben, über diese Zusammenhänge nachzudenken. Komplexe Geschichten warten darauf, kollektiv erzählt und erinnert zu werden, differen-

zierte Geschichten der Unterwerfung und des überraschenden Widerstands, alltäglichem, handfestem, nachdenklichem, poetischem und theoretisch fundiertem Widerstand. Die kontinuierliche Fortsetzung der Aufarbeitung und Vermittlung von ineinander verschachtelten blinden Flecken einer Kolonialgeschichte, wie die Stadt Zürich sie mit dieser Ausstellung begonnen hat, bietet hierfür einen sicheren Anker.

Paola De Martin ist Postdoc am Institut für Geschichte und Theorie der Architektur der ETH Zürich sowie Co-Kuratorin des Schwarzenbach-Komplex und Präsidentin von TESORO.

Den Schalter umlegen ... Eine historische Chance für eine transformative Erinnerungspolitik in Zürich

Ich fuhr mit dem Fahrrad dem Limmatquai entlang durch die dunkle Winternacht. Leicht gestresst kam ich beim Stadthaus an. Ich sah noch andere Menschen zum Eingang strömen. Waren wir zu spät? Als wir durch die schwere Holztür traten, verflogen die Sorgen übers Zeitmanagement. Die Halle des Stadthauses war rummelvoll. Wer keinen Platz auf den Stühlen gefunden hatte, stand am Rand. Auch die Galerien im ersten und zweiten Stock waren gefüllt. Ich war überwältigt. Es herrschte eine feierliche Aufregtheit, die mich ansteckte und ich tauchte langsam aus der Vergessenheit des Alltags auf. Dann begann Mandy Abou Shoak mit ihrer Eröffnungsrede.

«Wann immer eine Person von uns auf einer Bühne steht, merken wir, dass Menschen den Atem anhalten. Wir spüren die Spannung im Raum. Sie ist physisch. Wir merken: Menschen haben Angst. Angst vor unserer Wut. Angst vor unserer Trauer. Angst vor unseren Worten.»¹

Und tatsächlich hielten alle in diesem Moment den Atem an und alle spürten die Spannung im Raum. Aber dieses Mal herrschten nicht Angst, Wut oder Trauer. Stattdessen erfüllte mich Stolz, Geborgenheit, Anerkennung und vielleicht sogar Glück, als Mandy Abou Shoak, die Stadtpräsidentin und das Kurator*innen-Team zu uns sprachen und Alina Amuris kräftige Soulstimme den Raum füllte. Allen war klar. Hier ging es um etwas. Das war mehr als einfach eine Vernissage mit Gratis-Apéro. Es war vielmehr eine politische Versammlung – oder gar eine kollektive Performance, wie sie nur die Wirklichkeit selbst erfinden kann.

Was war da gerade passiert? Woher kam dieses Gefühl, einem historischen Moment beizuwohnen?

In den letzten Jahren hat die Stadt Zürich endlich begonnen, Verantwortung dafür zu übernehmen, die historischen Verwicklungen in Kolonialismus und Rassismus zu untersuchen. Die Ausstellung «Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus», die verschiedenen wissenschaftlichen Studien zur Rolle Zürichs im Sklavenhandel, zu öffentlichen Denkmälern oder jüngst zu den sogenannten «M-Fantasien» sowie die damit verbundene interne Verwaltungsarbeit zeigen den wahrhaftigen Willen, die verdrängte Geschichte zu akzeptieren und daraus Konsequenzen zu ziehen.

Die Impulse für diese erinnerungspolitischen Meilensteine kamen dabei zu einem grossen Teil aus denjenigen aktivistischen und akademischen Kreisen, die sich seit Jahren und Jahrzehnten für rassismuskritische und postkoloniale Arbeit engagieren. Das postkoloniale Bewusstsein war nicht mit Black Lives Matter vom Himmel gefallen. Ich selbst hatte vor gut zehn Jahren in Zürich begonnen, zusammen mit vielen anderen Menschen die koloniale Geschichte der Schweiz sowie den strukturellen Rassismus zu benennen. Wir organisierten Veranstaltungen, schrieben Artikel, reichten Anträge ein, hielten Sitzungen ab. Das meiste davon war ehrenamtlich. Damit wir uns zuhause fühlen konnten, kämpften wir für die Wahrheit, die in unseren Leben, in den Archiven und der Gesellschaft verborgen lag. Gleichzeitig gab es damit lange Jahre keinen Blumentopf zu gewinnen. Im Gegenteil, es gab viel Desinteresse, Ignoranz, viel Widerstand, aber auch Håme und Aggression.

Unserer Arbeit reihte sich wiederum in eine längere Geschichte des vielstimmigen Widerstands ein, die zum Beispiel die Schwarze Bewegung und den Treffpunkt Schwarze Frauen umfasst, den migrantischen Kampf gegen die Schwarzenbach-Initiative und gegen das Saisonierstatut sowie die Solidarität rund um die Mitenand-Initiative, die Anti-Apartheid-Bewegung und das restriktive

Asylsystem. Dabei ging es in diesen Kämpfen immer auch darum, die eigene Wirklichkeit, die eigene Geschichte und die eigenen Erinnerungen als Teil der Gesellschaft zu repräsentieren.

Der deutsch-griechische Autor Mark Terkessidis schreibt dazu: «Das Auftauchen von Erinnerung hat immer auch etwas mit Zugehörigkeit zu tun. Die eigene Erinnerung artikulieren, ins Spiel bringen, zum Einsatz machen, zur Beschwerde nutzen, kann nur, wessen Zugehörigkeit zum Gemeinwesen nicht zur Disposition steht.»² Umgekehrt formuliert heisst dies, dass ein demokratisches Gemeinwesen die Erinnerungen all derjenigen öffentlich verhandeln muss, die es als seinen Teil anerkennt. Kurz: Eine wirkliche Demokratie anerkennt und gewährleistet der gesamten Bevölkerung ein Recht auf Erinnerung.

An besagtem Januarabend 2023, an der Vernissage der Ausstellung «Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus», entlud sich eine langjährige Spannung im Kampf um Anerkennung. Die Stadt Zürich anerkannte mit der Ausstellung auf die bisher öffentlichste und wirksamste Weise, dass Zürich eine koloniale Geschichte aufweist, dass diese verdrängt wurde und dass diese bis heute im alltäglichen und strukturellen Rassismus nachwirkt. Und: Sie anerkannte die geleistete Arbeit, die Erinnerungen und Wirklichkeiten von jüngeren und älteren Aktivist*innen sowie generell von Zürcher*innen mit Migrationshintergrund und/oder of Color an. Im Stadthaus, mitten im symbolischen Zentrum der Macht, manifestierte sich ein Raum, in dem diese Menschen für einen Augenblick nicht für ihre Sichtbarkeit kämpfen mussten, ja, in dem sie sich vielleicht sogar einfach zuhause fühlen konnten.

Mit dem Erfolg dieser Ausstellung ist eine Hoffnung verbunden, aber auch eine Verpflichtung. Communities und aktivistische Kollektive wurden

für die Ausstellung und das Begleitprogramm adressiert und nach Möglichkeit einbezogen, sowie in Ansätzen auch im Prozess «Rassismus im öffentlichen Raum». Falls dies nur eine Geste war, besteht hingegen die Gefahr, dass die Stadt die gewonnene Glaubwürdigkeit wieder verliert. Es sollte nicht das Missverständnis aufkommen, dass die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte Zürichs eine historische Trockenübung darstelle, oder dass die Arbeit nun erledigt sei. Vielmehr kann dieser Moment der Anfang sein für eine Demokratisierung der Erinnerungspolitik, die schliesslich eine Demokratisierung der Demokratie bewirken kann.

Doch dieser Prozess braucht Mut zur Imagination. Und er braucht einen institutionellen und langfristigen Rahmen, sodass aktivistische Kollektive und weitere engagierte Kreise mit Akteur*innen aus der Verwaltung, der Kultur, der Bildung und der Forschung sowie unter Einbezug der gesamten Bevölkerung darüber verhandeln können, wie eine demokratische und reparative Transformation der Gesellschaft aussehen könnte. Es braucht einen breiteren gesellschaftspolitischen Prozess, in dem thematisiert wird, welche Formen der Gewalt in der Vergangenheit stattgefunden haben – und weiterhin stattfinden. Es muss gemeinsam erprobt und diskutiert werden, wie die beschädigten Beziehungen repariert werden können. Nur so können Menschen mit Migrationshintergrund, Schwarze Menschen, People of Color, Muslim*innen, Angehörige der jüdischen Gemeinschaft, Sinti*zze, Rom*nja, Jenische und weitere Bevölkerungsgruppen mit ihren Geschichten und Erinnerungen an Ausschluss und Diskriminierung, aber auch an Widerstand und Solidarität, in die Öffentlichkeit treten und sich als Teil der Demokratie erfahren. Nur so kann die gesamte Gesellschaft aus dem Kreislauf der Verdrängung, der Schuld und der Gewalt ausbrechen.

Einen solchen institutionellen Rahmen hat etwa der Senat von Berlin mit dem vierjährigen Projekt

¹ Die gesamte Rede lässt sich auf der Website der Stadt Zürich nachlesen: https://www.stadt-zuerich.ch/kultur/de/index/institutionen/ausstellungen_stadthaus/Kolonialismus.html

² Terkessidis, Mark. 2019. Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute. Berlin: Hoffmann und Campe, S. 176.

Bildnachweise

«Dekoloniale. Erinnerungskultur in der Stadt» geschaffen.³ Darin führen zivilgesellschaftliche Organisationen und Kultureinrichtungen in den Jahren 2020 bis 2024 ein Recherche-, Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm zum Thema Kolonialismus und postkoloniale Gegenwart durch. Dieses soll die Grundlage für weitere reparative Prozesse in der politischen, ökonomischen und kulturellen Gestaltung der Zukunft bieten. Ein ähnlicher – auf die lokalen Anforderungen und Bedingungen angepasster – Rahmen würde es Zürich erlauben, die in den letzten Jahren angestossenen, kollaborativen Prozesse zwischen der Stadtverwaltung, der Zivilgesellschaft und den beteiligten Institutionen weiterzuführen. Dabei können die reparativen Massnahmen hinsichtlich der Vergangenheit variieren, von offiziellen Entschuldigungen und Kompensationen über erinnerungskulturelle und wissenschaftliche Projekte bis hin zu neuen Denkmälern und Restitutionen. Gleichzeitig beinhalten reparative Massnahmen auch, dass die Strukturen, Institutionen und die öffentliche Kultur in der Gegenwart dahingehend reformiert werden, dass die koloniale Geschichte, Rassismus und Diskriminierung in der Gegenwart und der Zukunft ernst genommen und verhindert werden.

Die Ausstellung «Blinde Flecken» war ein Katalysator, um bestehendes Wissen zu bündeln, Akteur*innen zu vernetzen und einen Konsens darüber zu schaffen, dass es nötig ist, die koloniale Geschichte Zürichs und den strukturellen Rassismus in Zürich gemeinsam zu aufzuarbeiten. Nun gilt es, den Schalter umzulegen: vom Bewusstsein zur Handlung, von der Sensibilisierung zur Transformation, von der Anerkennung zur Reparation.

Rohit Jain ist Sozialanthropologe und künstlerischer Forscher und arbeitet am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern sowie im Projekt «Schwarzenbach Komplex – eine andere Zukunft erinnern».

- Alamy
- Archiv der Basler Mission
QE-30.006.0097, E-30.32.060,
QS-30.041.0081.
- archive.org
- Archphot
- Baugeschichtliches Archiv
- Bibliothèque nationale de France
(gallica.bnf.fr / BnF)
- Bundesarchiv N 881 Bild-001-009 /
Kurt Streitwolf, Bild 105-DOA6719 /
Fotograf: Walther Dobbertin.
- E-Periodica
- ETH Bildarchiv
- DIKAZ, Zadar, Kroatien
- Dreamstime
- iStock
- Kantonsbibliothek St. Gallen
- Keystone
- Kuratorium der Ausstellung
- Leo Weisz: Die Werdmüller
- Lindt & Sprüngli
- MDZ / Bayerische Staatsbibliothek
- Michael Richter
- Museum voor Wereldculturen
- Nationalarchiv Estland (Rahvusarhiiv)

- Neue Zürcher Zeitung
- Poliorama Pittoresco
- Radio Télévision Suisse – Pierre Koralnik – 1962
- rdk.nl
- Ringier Bildarchiv Reto Hügin
© StAAG/RBA12-RS03322-2_12,
Milou Steiner
© StAAG/RBA16-104_5
- Sammlung des Dr. Bhau Daji Lad Museum,
Mumbai
- Schweizerisches Nationalmuseum
DIG-43907
- Schweizerisches Sozialarchiv / Gertrud Vogler
- Staatliche Kunstsammlungen Dresden,
Museum für Völkerkunde Dresden
Fotograf Schlaginhaufen, Otto
- Stefanie Inhelder
- Staatsarchiv St. Gallen
- Völkerkundemuseum UZH, Inv.-Nr. VMZ
847.00.004 (Bestand Meyer-Steffen),
VMZ 889.00.002.
- Wikimedia
- World Digital Library
- Yasmin Müller
- Zentralbibliothek
- Zürcher Taschenbuch

³ Einblicke in die laufenden Arbeiten der Dekoloniale Berlin: www.dekoloniale.de

IMPRESSUM

Impressum Ausstellung

Diese E-Publikation erscheint zur Ausstellung «Blinde Flecken – Zürich und der Kolonialismus», Stadthaus Zürich, 2023. Ein Projekt in Zusammenarbeit zwischen der Kulturabteilung, der Stadtentwicklung Stadt Zürich, Integrationsförderung und dem Stab Stadtpräsidentin.

Kuratorium

Manda Beck, Historikerin
Andreas Zangger, Historiker in Zusammenarbeit mit Anja Glover, Antirassismus-Expertin

Kuratorium Begleitprogramm

Manda Beck, Historikerin
Marilyn Umurungi, Kunst- und Kulturforscherin
Finanziell unterstützt durch Stadtentwicklung Stadt Zürich, Integrationsförderung

Ausstellungsgestaltung und Grafik

Philipp Graf und Martin Stillhart, Stilgraf

Koordination

Daniela Lienhard, Stadt Zürich Kultur

Beratung

Michael Bischof, Stadt Zürich,
Co-Geschäftsführung
Interdepartementale Arbeitsgruppe Rassismus
Harald Fischer-Tiné, ETH Zürich,
Professur für Geschichte der modernen Welt
Barbara Kieser, Stadt Zürich, Geschäftsführung
Koordinationsgremium Erinnerungskultur
Simon Maurer, Helmhaus Zürich, Leiter

Umsetzung

Bauten: Heinz Obrist und Team,
Stadt Zürich Immobilien, Regie-Betrieb
Medientechnik und Programmierung:
Masus Meier, Optical Noise
Aufbau: Sarai Aron (Leitung), Elkana Aron,
René Sturny

Lektorat

Luzia Davi, Die Wörterei

Dank

Wir danken den Zürcher Institutionen und Mitwirkenden für ihre Beiträge im Begleitprogramm.

Mandy Abu Shoak, Michelle Akanji, Kwadwo Antwi, Sarai Aron, Zineb Benkhelifa, Alexandra Blättler, Ina Boesch, Felix H. Boller (Zentralkomitee der Zünfte), Stefanie Buder (Ringier Bildarchiv), Ashkira Darman, Claudia di Giuseppe (Lindt & Sprüngli), Rahel El-Maawi, Lukas Frey (Ringier Bildarchiv), Mareike Heering (Staatsarchiv St. Gallen), Edgar Hepp, Pascal Herzog, Stefanie Inhelder, Andreas Isler (Völkerkundemuseum Zürich), Rohit Jain, Ruchika Jain, Patrick Kägi (Stadtarchiv), Lukas Kobel (Keystone), Christian Koller (Sozialarchiv), Philipp Kuhn, Monique Ligtenberg, Patrick Lipp, Luna Maurer, Primo Mazzoni, Zeedah Meierhofer-Mangeli, Thomas Meyer (Baugeschichtliches Archiv), Yao Mfodwo, Andreas Missbach, Sylvia Perreira, Stephan Roemer, Hannan Salamat, Lucas Salmon, Bernhard Schär, Fabienne Schellenberg (Zentrum Karl der Grosse), Frank Schubert (Universität Zürich), Max Schultheiss (Stadtarchiv), Viola Schwarz (Zentrum Karl der Grosse), Cornelia Serwaa Mensah, Cesar Suero Luzon, Franziska Suter (NZZ Libro), Roger Sutter (Zentralbibliothek), Marilyn Umurungi, Daniela Zurbrugg

Archive

Stadtarchiv Zürich, Baugeschichtliches Archiv Zürich, ETH-Bildarchiv, Zentralbibliothek Zürich, Völkerkundemuseum Zürich, Staatsarchiv Kanton Zürich, Schweizerisches Sozialarchiv, Schweizerisches Bundesarchiv, e-rara.ch, e-periodica.ch, e-newspaperarchives.ch, Missionsarchiv Basel, Staatsarchiv St. Gallen, Vadiana Kantonsbibliothek St. Gallen, Archivos del estado de Colombia, Nationalarchiv Estland, Keystone/SDA, Ringier Bildarchiv, Deutsches Bundesarchiv, Bibliothèque nationale de la France, Museum voor Wereldculturen Rotterdam, Museum für Völkerkunde Leipzig

Impressum E-Publikation

Herausgeberin

Stadtentwicklung Stadt
Zürich, Integrationsförderung

Konzept und Texte

© Manda Beck, Anja Glover, Andreas Zangger

Koordination

Martin Roth

Grafik

Philipp Graf und Martin Stillhart, Stilgraf

Lektorat

Luzia Davi, Die Wörrerei

Titelbild

Paradeplatz Zürich, Baugeschichtliches Archiv
der Stadt Zürich

Die E-Publikation wurde mit finanzieller
Unterstützung der Stadtentwicklung Stadt Zürich,
Integrationsförderung ermöglicht.

© Stadt Zürich 2023